

Referat zu Foucaults *Ordnung der Dinge* als Konspekt historischer Erkenntnisformen und Heuristik für seine archäologische Methode.

1. Die Anlehnung von Foucaults archäologischer Methode an das fiktive Tableau.

Foucault kehrt in der *Ordnung der Dinge* nicht nur die Geltungsansprüche von Einzelwissenschaften und Geisteswissenschaften um, er will zeigen, wie das Wissen in den verschiedenen Diskursen entsteht. Dabei löst er stereotype Zuschreibungen auf und schafft die Grundlage für neue Vergleichsmöglichkeiten. So entstehen Umbrüche in den Traditionslinien und Paradigmen bis hin zur Infragestellung des Selbstverständnisses der Disziplinen. Doch nicht nur die Kritik der herrschenden Diskurse, sondern auch die Evaluierung ihres Potenzials ist Foucaults erklärtes Ziel. So entdeckt er übergreifend gleichartige Methoden bei Naturhistorikern, Ökonomen und Sprachwissenschaftlern.¹ Seine *archäologische Methode* orientiert sich an der interdisziplinären Zusammenschau der Wissenschaften. Dabei wird deutlich, dass Wissen nicht fixierbar oder endgültig abschließbar ist. Die entstehenden Einzelwissenschaften, ihre Vergleichsbestrebungen, die Analogien und morphologischen Untersuchungen bilden zwar Anhaltspunkte, verweisen aber genauso in eine dynamische Gemengelage des Wissens, sowie auf seine Überlagerungen und seinen Transfer. Foucault wurde oft entgegengehalten, er nehme einen absolut indeterministischen Standpunkt ein. Doch so dekohärent, wie die Wissenschaftsgeschichte selbst ist, so sehr, wie die Reflexion auf die Entstehungsbedingungen der Disziplinen mit ihrem eigenen Wahrheitsanspruch konkurriert, so wenig wäre eine geschlossene Subjektvorstellung zulässig. Die geschichtliche Perspektive ermöglicht eine Untersuchung warum und unter welchen Bedingungen die verschiedenen Strategien erfolgreich waren, ferner löst sie die Subjektfixierung auf. Somit verfolgt die archäologische Methode das operative Ziel, von eindeutigen Zuschreibungen, seien sie inhaltlicher Art, sei es, dass sie sich am Subjekt orientieren, wegzuführen.

Dazu zitiert Foucault nun in Anlehnung an Borges eine poetische Taxonomie von Fabeltieren. Er geht auf ihren fiktionalen Charakter ein, der sich an der chinesischen Enzyklopädie orientiert und diese wahren und vermeintlichen Horrorszenarien zuordnet. Zwar werden diese durch die Aufhebung in die Fiktion entschärft doch es bleibt alles möglich, Suggestion, Suggestion auch, dass alles mit allem zusammenhängt, ohne dass der Grund, die Entstehungsursache benennbar wäre. Die phantastischen Wesen sind obsessiv, widergängerisch. Es gibt nichts, was nicht möglich wäre, aber es bleibt in der Imagination und ragt in die Wirklichkeit hinein. Die Geschöpfe sind phantastisch, jedoch eigenständig, die Beziehung zur Wirklichkeit oszilliert. So stiftet der phantastische Realismus zumindest in der bildenden Kunst neue Beziehungen und verbindet nicht-Zusammengehöriges. Derartige eigenwillige Setzungen wendet auch der Surrealismus an, seine Kontextualisierungen sind es, die bis heute wegweisend sind. – Eine pataphysische Dramaturgie, die sich ihre eigene fiktionale Kausalität schafft – die groß und klein, nah und fern neu bestimmt oder konzeptionelle Züge annehmen kann. – Aber auch die Affinität zur *Écriture automatique* besteht, soweit man die fiktionale Taxonomie und die Anweisungen für das Schreiben, wie z.B. beim *Cadavre exquis* vergleichen kann.

Man könnte Foucaults *Ordnung der Dinge* mit einer surrealen Inszenierung vergleichen wenn er an die Grenzen der Kommensurabilität aller Dinge geht. Diese sprengt alle Möglichkeiten eines hermeneutischen Verfahrens. Die Heterogenität der Dinge, wie sie hier unter Hinweis auf Borges angekündigt wird, löst sogar alle raum-zeitlichen Beziehungen auf, diese sind nicht mehr unter einem Allgemeinbegriff subsumierbar – weder in quantitativer noch in

¹ M. Foucault: *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt a. Main: 1974. 1. Aufl., S. 12.

qualitativer Hinsicht. Borges setzt selbst eine poetische Kohärenz außer Kraft. Kein Bezug, keine Gedächtnisstütze, keine plötzlich auftauchende, rettende Sinnhaftigkeit – keine Parabel.² Die chinesische Enzyklopädie wird auch nicht als Antiordnung gedeutet, jede Kryptoanalyse würde sich vor ihr blamieren. Hier wird jede Zuschreibung diskreditiert und der wohlmeinende betuliche Charakter historischer Systematisierungsversuche – der des 19. Jahrhunderts vorgeführt. Mag sein, dass Goethes Farbenlehre falsch ist, aber würde sie diese implizite Verfemung, dieses ironisierende Konterfei eines äußerlich aufgerafften Wissens verdienen? Es lebe die Urpflanze! Borges Antiordnung will nicht die wissenschaftliche Rationalität hintertreiben, sie trifft sie gar nicht und die chinesische Enzyklopädie hat ihr Eigenleben. Doch welche Haltung nimmt nun Foucault dazu ein? Einerseits schreckt er vor den Abgründen möglicher chaotischer Zustände zurück, und zwar dann, wenn die Dinge steril und unverrückbar voneinander isoliert werden, wenn ihre Beweglichkeit aufgelöst ist und der Indeterminismus unüberbrückbar erscheint. Solch eine Situation hat wenig Anregendes, während der Imagination doch auch paradiesische Momente abzugewinnen sind. Borges Indeterminismus scheint unversöhnlich als dogmatische Abkehr von der Welt, demgegenüber Foucault das narrative Moment der Utopien und ihren lebensbejahenden Charakter erhalten will, wenn denn eine fiktive Ordnung der Dinge beschrieben werden soll. *Das eigentliche Element ...* der faustische Konflikt. Die Utopien sind das geistige Material des Schriftstellers, die sogenannten Heterotopien hingegen die Antimaterie, der Kollaps der Dimensionen. Wie bei der Wüstenrose lässt sich Letzteren nicht einmal mehr ein Scheinleben verleihen, sie kugeln haltlos durch die Gegend. Doch die Umordnungen oder die „menschliche Entropie“, die Zunahme der Komplexität der menschlichen Lebenswelt lassen sich nicht mit Scheinordnungen in Konkurrenz setzen, auch wenn dies häufig unter Berufung auf pseudorationale oder irrationale Maßstäbe geschieht. Borges hintertreibt jede Subjektivierung, jede Selbstverständigung über Identität durch einen abgründigen Nihilismus; für Foucault ist damit auch eine radikale Infragestellung der Sprache verbunden. Die Dichotomie zwischen Sprechen und Sehen tritt wieder auf, weshalb er auf Borges zurückgreift – das Durchbrechen klassischer Zuschreibungen in einer unsicher gewordenen Existenz.

Doch was ist der adäquate Begriff für diese Situation, die dieser nur durch das buddhistische „Nichts“ wirken lässt, durch eine Gleichgültigkeit gegenüber allen Verortungen und Identifikationsmustern der Subjektivität – für die ein Ordnungsprinzip gleichermaßen gegeben wie unzugänglich bleibt. Foucault stellt die Analogie zwischen der Vertikale der Subjektivität – das Steigen und Fallen der Existenz und der vertikalen Schriftrichtung der chinesischen Kultur her. D. h., Borges „Taxonomie“, so die Interpretation unterläuft alle taxonomischen Bestimmungen, es gibt nur noch virtuelle, geistige Kontinente. Doch wird in diesem an Dekohärenz orientierten Verfahren nicht ein mystischer Punkt avisiert, ein Determinismus, der fernliegend jedes Tun, jedes Sprechen in Bann schlägt? Ist das Abheben auf China als Kulturraum nicht reine Mystifikation, Rückkehr zur Religion? Oder geht es nur um die Tatsache, dass es in der Natur keine zwei identischen Gegenstände gibt, geht es nur um eine Verkultung des Einzigartigen, die sich auf positivistischer Grundlage dogmatisch gegen jede Kausalitätsvorstellung wendet? Kommt Borges Bezugnahme auf die Intentionalität der von Foucault nahe? Wenn hier auf die Anschauung, auf die unmittelbaren Sinneseindrücke abgehoben wird, so bleibt die Erfahrung, wie auch in Zusammenhang von Deleuze´ Diskussion *der Falte* deutlich wird, nie unvoreingenommen, vielmehr liegt jedem Wissen ein Bezugssystem zugrunde.³ Dabei muss diese Gesetzmäßigkeit nicht unmittelbar gegeben, vertraut oder zugänglich sein. Für die Ästhetik mag es wichtig sein, dass jeder Sinn auf die Sinnlosigkeit hin transzendiert werden kann, doch als Methode bleibt dies m. E. Mystizismus. Jede Entstehung von Wissen lebt zumindest vom Vergleich, weshalb auch hier der Rekurs auf

² Ebenda, S. 19.

³ Siehe hierzu: www.max-stirner-archiv-leipzig.de/dokumente/Huebner-Foucault2.pdf, S.23 f.

die klassischen Taxonomien, auf die Systematisierung des noch nicht Gewussten, auf ihren gegenständlich-anschaulichen Charakter erfolgt. So steht am Ursprung jeder Suche nach dem Gesamtzusammenhang die Differenzierung und Analyse.

Mit Borges macht Foucault ein dynamisches Wissen geltend, was aus diesem auftaucht, zum Netz wird, hängt von der subjektiven Bezugnahme ab und hier greift die Sprache in die Intentionalität ein.

Im Übrigen gehört es zur Diskursanalyse, die fortlaufend entstehenden Ordnungen und Schichtungen zu hinterfragen, das Subjekt ist nicht nur selbstreflexiv, vielmehr hat das, was es hervorbringt vorläufigen Charakter. Vergleichsbasis ist somit stets nur der jeweils zugrunde liegende Diskurs und damit nimmt Foucault eine relativierende Einschränkung vor. Wenn er dabei die Entstehungsbedingungen der Intentionalität, die menschliche Autonomie und Sekundärnatur hinterfragen oder sogar unterlaufen will, dann rücken Theorien und Weltanschauungen gegenüber den primären Codierungen weiter nach hinten und Foucault fokussiert weiterhin ideologiekritisch ihre Spontaneität.

Jede Ordnung, jedes Netz erfährt durch die menschliche Erkenntnis eine Brechung und zwar nicht nur allgemein in raum-zeitlicher Hinsicht, sondern auch entsprechend der spezifischen Lebensbedingungen. Foucault setzt, wie schon gesagt explizit auf die Erfahrung, wenn er den Diskurs und die Entstehungsbedingungen der Rationalität infrage stellen will.⁴ So geht er zwar davon aus, dass die ganze europäische Erkenntnistheorie auf der Warenzirkulation beruht. Doch seine Ausführungen bleiben sehr allgemein, wenn er die historischen Überlagerungen von Diskursen und Rationalitäten herausstellt und die gesellschaftlichen Bedingungen zwar mitgemeint sind, aber nicht explizit zur Sprache kommen. „Intentionalität“ wird hier sehr weit gefasst und steht nicht mehr unter den Rahmenbedingungen einer Ideologiekritik im klassischen Sinne. Vielmehr werden die Diskurse entsprechend ihrem eigenen Wahrheitsanspruch, wie sie ihn selbst vortragen typisiert. Foucaults archäologische Methode nimmt Distanz von einer kohärenten Behandlung der Wissenschaftsgeschichte, denn die Ordnungen verändern sich diskontinuierlich, in qualitativen Sprüngen und stellen neue Beziehungen untereinander und zu den Gegenständen her. So bleibt die archäologische Methode Taxonomie im weitesten Sinne, wenn Foucault der Frage nachgeht, welche Wirklichkeiten die jeweiligen Ordnungen stiften. Dabei spielt, wie schon gesagt deren Erfahrbarkeit, die Erfahrung eine große Rolle. Wesentlich sind somit nicht nur die Intentionen, die hinter den Ordnungen stehen, sondern auch deren Inszenierungen. So dient die Sprache häufig der Vorführung der Ordnung, ihrer Ins-Werk-Setzung, auch wenn sie nicht in jeder Epoche eine entsprechend herausragende Rolle spielt.

Dazu verweist er auf zwei Brüche in den historischen Ordnungsvorstellungen im 17. wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wengleich unser Gedächtnis dazu tendiert, die jeweils jüngste Ordnungsvorstellung zum Ausgangspunkt der Behandlung der Geschichte zu machen. Ferner werden historische Taxonomien häufig idealisiert; doch es wurde schon deutlich, dass Foucault keine Ideengeschichte schreiben will und er stellt dagegen die Positivität der verschiedenen Rationalitätsansprüche heraus sowie ihr Potenzial, neue Beziehungen zu stiften. Eben dies wird schon an den historischen Brüchen deutlich. Insofern beschreibt die Archäologie entgegen allen hermeneutischen Ansprüchen die historischen Beziehungen genauer als eine lineare Wissenschaftsgeschichte. Ferner kann die archäologische Methode zeigen, welche Rolle die Sprache jeweils für historische Ordnungen spielt. War deren Korrelation im 17. Jahrhundert noch eng, so tritt sie mit der Entstehung der Warenzirkulation mehr und mehr in den Hintergrund. Ferner löst sich auch der gegenständliche Bezug auf die Wirklichkeit auf; der Bezug zum Ding als Ganzem wandert ins Museum im Zuge veränderter

⁴ Die Ordnung der Dinge, S. 24.

Aneignungsformen, wie der technischen Revolution oder den Analyseverfahren in den Naturwissenschaften. Die Selbstzweckhaftigkeit der Dinge geht verloren und damit auch viel Wissen über sie sowie der anschauliche, ästhetische Zugang. Nur die Museen dokumentieren noch die Wertschätzung der Dinge. Herrschaftsbeziehungen werden in der Moderne anders kommuniziert, als es durch die Sprache bzw. durch das Theater als Vorführung der (absolutistischen) Hofhaltung geschah. Damit berücksichtigt Foucaults archäologische Methode die historischen Paradigmenwechsel auch von ihrer kulturgeschichtlichen Seite. Denn trotz oder gerade wegen der irrationalen Beziehung zwischen Tauschwert und Gebrauchswert, der Realabstraktion wird die Anthropozentrik in allen Wissenschaften beherrschend. Aus Foucaults Sicht sind diese pseudo-humanistischen Strömungen relativ jung und er hält sie auch mit Marx für rein geschichtliche Durchgangsstadien.⁵ Paradoxe Weise ist es somit gerade die klassische Perspektive – wie in *Überwachen und Strafen*, welche die Barbareien der jüngsten Geschichte vorführt und Foucault wurde oft ein Frankozentrismus attestiert. Doch er transzendiert den Ordnungsbegriff, um der Kultur andere, authentische Aspekte abzugewinnen, die in der herkömmlichen Geschichtsschreibung gar nicht vorkommen. Denn Geschichte zu schreiben bedeutet immer, Bewertungen vorzunehmen. So hält er die Epochen in ihrer Gegensätzlichkeit gegeneinander – die klassische Repräsentationskultur gegen ihre moderne Aufhebung. *Seine Geschichte des Wahnsinns*, man sieht es auch in *Überwachen und Strafen* schreibt gegen alles an, was die Rationalität, auf die sich die Wissenschaftsgeschichte verständigt, auslässt und man kann darin m.E. ein radikal humanistisches Anliegen sehen, wenn diejenigen, die die Geschichte zum Paria macht – Damians – zu Worte kommen, und zwar durch eine Neuinszenierung. Man kann sogar so weit gehen, zu behaupten, dass Foucault jede Zensur umkehrt und die herrschende Rationalität zensierend in Bann schlägt. An einem Ordnungsprinzip bleibt dabei eine rein formale Analyse orientiert, welche die Bezugnahmen der Epochen auf die Dinge untersucht, ferner werden die Diskurse der Epochen verglichen, aber eher in einer Zusammenschau und diese Betrachtung steht jeweils am Schluss. Es wäre Foucault zu wenig, eine politische Ökonomie zu schreiben oder ein Tableau – er spricht vom Schach, das die einst barocke Inszenierung von Herrschaftsverhältnissen entsprechend anwendet aber auch logisch und mathematisch umzustellen vermag.⁶ Dabei lässt er – und auch hier verfährt Foucault wie in *Überwachen und Strafen* jede Unterscheidung von einem Außen und einem Innerhalb der Kultur fallen. Seine Archäologie hat viel mit einer Umwertung aller Werte – nicht nur der menschlichen Beziehungen und Verhaltensweisen, sondern auch mit dem beziehungsstiftenden Denken zu tun. Wenn er sich somit dem klassischen Zeitalter zuwendet, dann um alle Möglichkeiten eines archäologischen Wissens auszuloten. Gerade in der Gegensätzlichkeit der Ordnungsmerkmale zwischen klassischer und moderner Epoche siedelt somit Foucault seine archäologische Methode an. Damit verbindet er auch eine Rückgewinnung authentischer geisteswissenschaftlicher Anliegen, und zwar über eine bloße Epistemologie hinaus sowie m.E. einen starken humanistischen Anspruch.

2. Die Programmatik des fiktiven Tableaus: - Sein für Andere und die Unausgründbarkeit der Subjekt-Objekt Beziehung in der trompe l'oeil Konzeption der Barockkunst.

Foucaults *Hoffräulein* beschreiben verschiedene Neuinszenierungen der klassischen Repräsentationskultur.⁷ Zunächst aus der Perspektive des Malers als Zusammenspiel von

⁵ Ebenda, S. 27.

⁶ A. a. O.

⁷ Die klassische Epoche umfasst im französischen Sprachgebrauch das 18. Jahrhundert. Das Bild bezieht zwar den Betrachter ein, doch dieser bleibt einschließlich aller dargestellten Personen Für-Andere Seiend – Foucault sucht nach einer Episteme, die aus dem damit verbundenen Solipsismus herausführt. Kunsthistorisch wird Velasquez jedoch dem Barock zugeschrieben.

Hand, Blick, Leinwand und den Modellen. Ein weiteres Bezugssystem entsteht durch einen Betrachter, der zwar den Maler sieht, wenn er innehält, jedoch nicht wenn jener arbeitet und dabei hinter der Leinwand verschwindet und er kann auch nicht das entstehende Bild selbst sehen. Im Gegenzug ist auch das Bild für den Maler, nur wenn er daran arbeitet sichtbar. Überhaupt bleibt ein panoptistischer Anspruch des Sujets brüchig, die Kluft zwischen Sehen und Gesehen-werden wird uneinholbar. So lässt sich zwar der Blickkontakt zwischen Maler und Betrachter der Szenerie herstellen, dann bleibt aber das Bild des Malers uneinsehbar und auch die Szenerie der Hoffräulein wird übergangen. Auch der Maler sieht, wie schon gesagt nicht alles, wenn er sich vom Bild entfernt, aber Teil der Szenerie wird. Tritt er wieder vor die Leinwand, wird suggeriert, er male auch den Betrachter, aber dieser kann das nicht überprüfen und die höfische Gesellschaft nur insoweit, als das Bild des Malers sich für sie nicht im toten Winkel befindet. Entweder wird also der Bildraum des Malers übergangen, (beim Blickkontakt), oder der Bildraum des Betrachters, wenn der Maler wieder vor die Leinwand tritt. Würde es sich bei der Hofgesellschaft um reale Personen handeln, würden sie teilweise den Maler betrachten und teilweise mit dem Betrachter Blickkontakt aufnehmen. Da aber jeder von jedem nur ein Bild hat, sehen alle von allen nur ein Abbild und das Urbild bleibt verborgen. Wir können unseren eigenen Blick nicht sehen oder erkennen, wir werden immer an ein Bild verwiesen. Wir sehen nur, was wir sehen und das jeweils aus einer einzigartigen Perspektive. So könnte zwar der Maler den Betrachter sehen, wenn der Bildraum real wäre, aber keiner von beiden und auch nicht die Hoffräulein sehen, was die anderen sehen. Jede Reflexivität und Subjektivität ist in diesem polygonalen Bezugssystem brüchig und der Dualismus von Wirklichkeit und Abbild bleibt die leitende Fragestellung. Dennoch gesteht Foucault der Perspektive des Malers einen gewissen Universalismus zu, so weist das Bild des Malers stets über sich hinaus, schon indem er dieses Beziehungsgeflecht stiftet und sich damit nach außen wendet. Der Betrachter wird in diesem Arrangement den übrigen Modellen gleichgestellt, und zwar unabhängig von seinem eigenen Blick, womit Foucault wiederum auf eine brüchige, von Verobjektivierungen durchkreuzte Subjektivität verweisen will. Deren Reflexion auf sich im Netzwerk der Blickrichtungen wird so verunsichert, entwertet und transzendiert. Alle Beteiligten treten wechselseitig in ein Für-Andere-Sein, insofern auch für den Maler die unüberwindliche Schranke zwischen Wirklichkeit und Abgebildeten bestehen bleibt. Es sind die anderen, die sichtbar machen, was für ein menschliches Subjekt blinder Fleck bleiben muss. Durch die seitliche Beleuchtung verliert der Betrachter weiterhin an Souveränität, wenn somit Bildraum und realer Raum um ihre Bedeutung zu konkurrieren beginnen. Implizit wird der Betrachter aufgefordert, sein Bezugssystem fallen zu lassen. Es wird relativiert, in Anbetracht der zu vielen Unbekannten in seinem Sehprozess. Dagegen werden andere Tableaus wichtig, wie die Leinwand des Malers. Ferner wird die Bedeutung von Bildraum und Malraum durch die seitliche Lichtquelle weiter erhöht. Die Bilder im Hintergrund bleiben bis auf eines unentzifferbar. Dabei handelt es sich nach Foucaults Auffassung jedoch um einen Spiegel, der dem gesamten Bildraum so weit entrückt bleibt, dass er die ideale Situation der Reflexion nur andeuten kann. Noch dazu findet der Spiegel keinerlei Beachtung bei den Bildfiguren, die mit ihren wechselseitigen Beziehungen beschäftigt sind. Der Spiegel befindet sich zwischen zwei Lichtzonen, der einen im Bildvordergrund mit der Infantin, die am meisten in Licht getaucht ist, und der anderen, die durch einen Lichtstrahl und durch eine offene Tür scharf abgegrenzt ist, wobei die Tür im Bildhintergrund wieder in einen hellen Korridor führt. Um die Paradoxie noch zu steigern, blicken die unscharfen Konterfeis des Spiegels als bloße Reflexion in den Bildraum hinein. Für den Betrachter wird die Malfläche nicht zugänglich, offen muss auch bleiben, ob der Hofstaat, der eher aus dem Bildraum herauschaut, sie sehen kann. Die Möglichkeiten der Hofgesellschaft werden m.E. durch die Begrenzung des Staffeleibildes und die Öffnung des Bildraums für den Betrachter eingeschränkt. Bildraum und Malfläche verweisen wechselseitig auf ihre Beschränktheit. Das Geheimnis der Reflexion des Spiegels,

dessen Konterfeis auch den Betrachter ansehen stellt sich anders dar: Alle Figuren, einschließlich des Malers richten ihren Blick auf die Personen, die im Spiegel reflektiert werden, ohne dass der Betrachter sie sehen kann. Alle sehen ein hochgestelltes Paar, das der Betrachter nicht sehen kann, als stünde es hinter ihm, auch hier werden Bildwirklichkeiten gegen die äußere Realität dualistisch abgegrenzt. Damit verweist der absolute Bildhintergrund, noch dazu vermittelt etwas, das gar nicht zum Bildraum gehört aus diesem radikal heraus und an den verschiedenen Brechungen der Repräsentation konstituiert sich die Intentionalität des Bildes. Der Repräsentationsanspruch verabsolutiert sich – freilich im höfischen Kontext. Eine sehr steile Konzeption transzendiert so das vom Maler gesehene Paar und der Bildraum beginnt stark mit der äußeren Umgebung zu interagieren. Foucault stellt sich die Frage, ob es lohnenswert ist, den Beziehungen, die das Bild projiziert im Einzelnen nachzugehen. Wer schaut dem Betrachter, der in den Bildraum wie ein Fenster blickt über die Schulter – entsteht doch der Eindruck, dass das Bild die Beziehung von Subjekt und Objekt umkehrt, dass der Außenraum Gegenstand des Malraums wird und wer sich im Außenraum befindet, wird durch den Spiegel angedeutet. Alle Personen des Bildes, einschließlich Velasquez betrachten mehr oder weniger direkt eine fiktive Szenerie des Außenraums, mutmaßlich handelt es sich um das Herrscherpaar. Doch Foucault ist überzeugt, dass sich die Malerei durch sein tastendes Sprechen und vermittelt der Skizzierung der Perspektiven wie der Beziehungen eher offenbart, als durch eine klassisch-ikonografische Bestandsaufnahme der Bildgegenstände. Damit legt er den Entstehungsprozess des Bildes offen und spannt den Rahmen seiner Intentionalität aus, die, wie immer man sich auch dazu verhält undurchdringlich und uneinholbar bleibt. Dementsprechend behandelt er den Spiegel in seinem Gegensinn – als Nichtwiderspiegelnden und überhaupt erfahren alle Spiegelungen bzw. Blickperspektiven Brechungen, die sich dem neugierigen, voyeuristischen Blick des Betrachters entziehen. Man möchte meinen, dieser würde den Bildraum stören und zugleich, wenn er in ihn wie durch ein virtuelles Fenster blickt, dafür bestraft werden, indem er – verobjektiviert seinerseits zum Bildgegenstand wird. Als würde die Szenerie fragen – was willst Du hier, hast Du Dich verlaufen? Für die Spiegelung bleibt der Betrachter irrelevant, er taucht in ihr nicht auf. Dafür nimmt sie zugleich Bezug auf den Bildraum, den Malraum, den Außenraum des Bildes, sowie auf einen vierten Bezugsraum, den, der außerhalb des unzugänglichen seitlichen Fensters liegt und zwar durch die hellen Reflexe, welche den Spiegel als solchen gegenüber den übrigen Bildern kenntlich machen. Was im Spiegel verbunden wird ist die Transzendierung aller Räume und der Spiegel selbst wird zu einem transzendentalen Punkt, der eine Konzeption auf den Fluchtpunkt hin konterkarriert. Im Übrigen kehrt ein Spiegel alle Beziehungen um. Auch das Fenster bleibt verborgen und auf seine Lichtgebende Wirkung beschränkt. Keine der dargestellten Personen, auch nicht der Betrachter sind für diese Reflexionen selbstständig, für niemanden wird der Inhalt des Spiegels verfügbar, der präsent wie zugleich unscharf bleibt. Durch die daneben liegende Tür, die in einen weiteren hellen Raum verweist, in der eine markante Person sichtbar wird, relativiert sich sogar der Spiegel als Bezugspunkt aller Reflexionen. Noch dazu hat die Person im hinteren Raum einen höheren Status und übt eine die Szenerie kontrollierende Funktion aus. Der Raum, den die sich nach außen öffnende Tür in einer, den Bildraum leicht verzerrenden Verkürzung frei gibt, ist wesentlich heller, wie dieser und konkurriert stark mit dem Spiegel als mutmaßlichem, wie sich zugleich verweigerndem Fluchtpunkt. So erhält der Bildraum eine leichte Krümmung nach links. Man kann darin eine zur Position des Betrachters oppositionelle Konzeption sehen, die Letzteren als reales Subjekt neuerlich bricht. Doch einen absoluten Beobachter gibt es nicht, man kann ihn nur unmittelbar neben bzw. hinter dem Betrachter vermuten und dem Spiegel kommt nur eine Vermittlungsfunktion zu, indem er auf die verschiedenen räumlichen Dimensionen und Bezugnahme-Möglichkeiten der Reflexionen verweist. Dazu wird, wie gesagt, der Bildraum leicht verzogen, zu einem nach links gekrümmtem Tunnel. Man könnte vermuten, dass jener Konkurrent zum Betrachter das

Malgeschehen bewertet, das sich im Spiegel reflektiert, die unabgeschlossene, nur vage konturierte Komposition; dass er den „Stand der Dinge“ kontrolliert. Hinsichtlich der gesamten Komposition ist es jedoch der Maler, der die Zusammenhänge der Repräsentation stiftet. Sein Blick und das Licht stiften die wechselseitigen Vermittlungen in einander korrespondierenden Wellenbewegungen. Das gesamte Arrangement der Szenerie ist auf die Infantin hin orientiert, wobei sie und der Maler das Sujet anblicken und kennen. Alle anderen Personen vermeiden den unmittelbaren Blickkontakt zum Geschehen, das außerhalb des Bildraums liegt. Sie wirken in sich versunken oder wenden den Kopf zur Seite. Doch im Gesicht der Infantin kreuzen sich vielfältige Bezugnahme-Möglichkeiten, Foucault fasst sie durch ein gedachtes Andreaskreuz zusammen.⁸ Ferner wird der Blick des Betrachters durch die Gruppierung bewegt, er bleibt nicht ruhen. Die starken Hell-Dunkel-Kontraste vertiefen den Bildraum und stellen den Bezug zum Spiegel her. Einerseits bildet die Distanz zwischen Prinzessin und Spiegel das gefühlte Volumen des Bildraumes, andererseits teilt die Infantin den Raum, insofern an ihr die Grenze zum belichteten Vordergrund verläuft. Die Frage, die man an die paradoxe Bildkomposition richten muss, für die wir nur für andere Seiend sind, nur gesehen werden können, ohne selbst alles zu sehen, die Frage an diese ins Unendliche verlängerte Repräsentation stellt sich jedoch folgendermaßen: Was befindet sich im Außenraum, auf den der Bildraum zentriert ist, steht dort nur der Betrachter, steht dort das eigentliche Modell neben oder gar hinter ihm, oder ist die gezeigte Ateliersituation in der Weise arrangiert, dass die Personen innerhalb des Bildraums, wie die mutmaßlichen außerhalb desselben (einschließlich des Betrachters) vor einem weiteren großen Spiegel stehen, dessen Inhalt das Sujet für den Maler bildet? Lässt sich überhaupt noch ein Bezugspunkt in diesem multiplen Reflexionsgeschehen ausmachen? Kann der kleinere Spiegel im Bildhintergrund dies darstellen, oder verweigern sich die schemenhaften dargestellten Figuren nicht jedem Zugang? Bilder, die ihre immanenten Grenzen durchbrechen, den Bildaußenraum für sich beanspruchen sind signifikant für das *trompe l'oeil* Geschehen. Foucault drückt dies folgendermaßen aus:

„Das Bild in seiner Gänze blickt auf eine Szene, für die es seinerseits eine Szene ist.“⁹

Zumindest bei der Infantin könnte man davon ausgehen, dass sie sich selbst in einem großen im Vordergrund befindlichen Spiegel anblickt. Doch Foucault will es nicht gänzlich offen lassen, auf wen die Szenerie blickt und macht als ihren Bezugspunkt, auch mit Hinweis auf den kleinen Spiegel im Hintergrund als eigentliches Bildsujet des Malers das Herrscherpaar aus. Zumindest könnte man die Botschaft des Spiegels so interpretieren, dass die Herrscher unansehnlich – weil unnahbar sind und es somit ein Bild von ihnen nicht geben kann, das mit ihrem wirklichen Dasein konkurrieren könnte. Auf die Intentionalität bezogen bedeutet dies den modernen Bruch mit der Abbildlichkeit, die falscher Schein bleibt. Für Foucault steht der Spiegel für die Aufhebung einer geschlossenen Subjektivität, die sich überhaupt jeder Zugänglichkeit entzieht. Die Herrscher bleiben Modell, nicht einmal für Velasquez sind sie wirklich, aus welchen Gründen auch immer. *Die Ordnung der Dinge*, Foucaults Tableau ist eine der Uneinsehbarkeit, die Dinge und Menschen ordnen sich entsprechend ihrer für Andere seienden Bezugnahme an. So ist die Szenerie des Bildraums selbst Repräsentation für ein weiteres Repräsentationsbedürfnis, das unabhängig von der exemplarischen gesellschaftlichen Hierarchie des Bildkontextes fortbesteht. Gerade heute zeigt es sich in Erscheinungsformen, wie den sozialen Netzwerken. M.a.W. Foucault problematisiert am Repräsentationsgeschehen die Unausgründbarkeit des Artefakts, die Schranken der menschlichen Erkenntnis. Dabei ist die jeweilige Vergegenständlichung im Für Andere Sein immer nur ein Durchgangsstadium, wofür die schemenhafte Darstellung der Herrscher im Spiegel stehen mag. Das Bild an sich,

⁸ Ebenda, S. 42.

⁹ A. a. O.

die Ordnung an sich gibt es nicht, ihre Wahrheit bleibt verborgen, soweit die Analyse auch vordringen mag. So ist der Spiegel für das Bildsujet nur eine Hilfe, ein Orientierungspunkt, eine Spur, der die Komposition folgt und sich entsprechend aufbaut – Ordnung der Dinge. Für die islamische Kunst ist die Scheu vor der Abbildung, das Wissen um ihren falschen Schein völlig selbstverständlich – Weg in die Abstraktion. Der Spiegel zeigt als Fluchtpunkt nicht die natürliche Ordnung des Raumes. Das Bildgeschehen problematisiert Ausschluss und Einschluss des menschlichen Daseins, wobei es seine Wirklichkeit umspielt und hintertreibt. Eine Identität von Subjekt und Objekt bleibt eine Phantasmagorie, wie sie durch die Verweisungszusammenhänge der Repräsentation ad absurdum geführt wird. So gibt es keinen Ausweg aus den Paradoxien des Bildes. Velasquez bricht mit den zeitgenössischen Ansprüchen der Repräsentation, freilich bleibt es offen, ob dies nicht doch dem konventionellen Verhalten gegenüber dem Herrscherpaar geschuldet ist. Anders gesagt, er löst die Repräsentation von dinglich-vordergründigen Vereinnahmungen, wirft damit aber auch ein Problem der abendländischen Rationalität auf. Als Eintreten für das „Enlightment“ kann die in Licht getauchte Szenerie sicherlich nicht gedeutet werden, es bleibt die Skepsis. Für Foucault unterliegt sowohl der Blick des Betrachters als auch die Repräsentation einer unaufhörlichen Brechung.

3. Anthropomorphistisches Widerspiegelungsgeschehen: Ähnlichkeitsbeziehungen und Rationalisierungstendenzen in der frühen Neuzeit.

Foucault zieht die Repräsentationskunst in der *Ordnung der Dinge* als Vergleichsbasis für sämtliche angeführten Epistemologien heran, ihr voran geht jedoch das weitläufige Paradigma der Ähnlichkeitsbeziehungen, die der Renaissance zugeschrieben werden. Nimmt man die *Ordnung der Dinge* als Suche nach dem konkreten, menschlichen Menschen, der erst zum Schluss auftaucht, so wird mit der Bildanalyse diese Fragestellung eingeleitet. Die Renaissance dringt in ihrer komplexen und unabgesicherten Gemengelage von Erkenntnisansprüchen jedoch noch gar nicht zu einer derartigen Formulierung, Suche und Verortung des Menschen vor, sie bleibt zudem kosmologisch orientiert.

Hier wird die Welt zunächst als universelle Widerspiegelung ihrer selbst behandelt und überall sucht man in ihren Gegenständen die Analogien zum menschlichen Leben. Die Ähnlichkeit ist erkenntnistheoretisch gesehen eine nicht abschließbare Bezugsgröße, noch dazu, wo sie literarische, bildnerische, ethische, natürliche und mathematische Ordnungsprinzipien konfundiert. Foucault stellt vier prominente und wesentliche Unterkategorien heraus:

So nimmt die *convenientia* auf räumliche Ähnlichkeiten Bezug und geht auf die Gemeinsamkeiten und Abgrenzungen der Dinge gegeneinander aus.¹⁰ Da die Ähnlichkeit jedoch ein unscharfer Begriff ist, sind stets neue Verknüpfungen möglich. Als Kategorie vermittelt sie Gewissheit und Orientierung, vage Kausalitätsbeziehungen; sie stellt aber auch ganz eigenständige Verbindungen her und entwirft überhaupt ein anthropomorphes Weltbild. Grundsätzlich geht die *convenientia* jedoch nicht über die Analogien der gegenständlichen Welt hinaus und bedient sich einer entsprechend bildhaften Sprache – die Übereinstimmung in Teilen, das *Convenire*, das die Korrespondenz der Dinge suggeriert. Die Welt gerät zur Singularität, zum „Zusammenhang von Allem mit Allem“. Die Vorstellung einer zirkulären Totalität reicht somit weit zurück, wengleich erst mit der Kategorienlehre ihr Determinismus-Problem dringlich wird.

Eine abstraktere Variante des Ähnlichkeitsparadigmas stellt die *aemulatio* dar, die sich Vorbilder sucht. Sie gestattet ferner liegende Dinge zu vergleichen und nimmt gerne auf höherwertige oder göttliche Gegenstände Bezug. Dabei überwindet sie nach Foucaults

¹⁰ Ebenda, S. 47.

Ausführungen aber auch große Distanzen und der Gegensatz von fingiertem und tatsächlichem Geschehen wird weitgehend aufgehoben. So entspringt die Nachahmung einer besonders starken Intentionalität. Die *aemulatio* schafft es jedoch nicht, Hierarchien umzukehren, oder die Wirklichkeit vollständig durch ihre Fiktionen zu ersetzen. Foucault zeigt, wie hier himmlische und irdische Welt aufeinander projiziert werden. So wird die *aemulatio* auch mit einer Wellenbewegung vergleichbar, die sich durch die Welt fortsetzt. Sie ist die dichteste Suggestion einer Annäherung und Ähnlichkeit und hier konkurrieren die verschiedenen Formen der Ähnlichkeit.

Zur Ähnlichkeit gehört fernerhin die *Analogie*.¹¹ Verfahrensmäßig bleibt sie an der *aemulatio* orientiert, doch ihre Bezugnahmen sind schematischer, sie fallen abstrakter, aber auch deterministischer aus. Die Analogie kann sogar Beziehungen nach einem festgelegten Muster generieren. Entwicklungen und Reihungen werden möglich, ein Narrativ der Natur, wenn auch noch nicht ihre Geschichte. So bleiben die Narrative der Analogie poetisch und umkehrbar, die Vergleiche erfahren inhaltliche Ausschmückungen, die Welt ist belebt und kooperativ und der Mensch ihr Mittelpunkt. Er spannt seine Netze aus und stellt die Analogiebezüge her. Seiner äußeren körperlichen Erscheinung entsprechen nicht nur die verschiedenen Gebiete der Erde; die inneren Organe finden ihre Entsprechung auch in der anorganischen und organischen Materie, wie den Elementen überhaupt. So wird eine Grundlage für die spätere vergleichende Anatomie geschaffen. Die Analogie gibt nicht nur Anregungen, ihre anthropomorphen Modelle haben auch Bestand in späteren Epochen, wobei ihre Bezugnahmen zwischen menschlichem Körper und Welt bisweilen sehr ausufern.

Bei der letzten Form der Ähnlichkeit handelt es sich um die *Sympathie*. Sie ist weder räumlich noch zeitlich gebunden und vermag nicht nur, die unterschiedlichsten Dinge aufeinander zu beziehen, sondern auch entsprechend dauerhaft anzuordnen. Foucault macht an dieser Kategorie den Ursprung der Bewegung sowie der menschlichen Motivationen fest, ferner vergleicht er sie mit dem Feuer, das gleichsam richtungslos, wie vereinnahmend ist und die *Sympathie* bringt unerwartete und überraschende Verbindungen hervor.¹² Ihrer Tendenz zur Auflösung der Verschiedenheiten wirkt jedoch die *Antipathie* entgegen; zeitgenössische Erläuterungen ziehen den Vergleich zu den Fressfeinden in der Tierwelt. Zur Wechselwirkung von *Sympathie* und *Antipathie* wird auf die vier Elemente verwiesen, die auch wechselseitig vermittelnd das Klima regulieren. Die Beziehung von *Sympathie* und *Antipathie* wird zur Beschreibung kosmologischer Verhältnisse herangezogen. Beide Kategorien haben weitreichenden Einfluss und nehmen innerhalb der Ähnlichkeit den meisten Gestaltungsspielraum in Anspruch.

Die Modalitäten der Ähnlichkeit können jedoch keinen strengen Determinismus begründen. Zwischen ihnen und der Welt an sich bleibt eine Lücke und wir erahnen allenfalls, so Foucault, dass die Natur für den Menschen zweckmäßige aber auch von ihm absehende Aspekte hat. Insofern sie über die bloßen Erscheinungen der Dinge hinausgehen, sind die Ähnlichkeiten sehr ursprüngliche Strategien der Naturerkenntnis. Dabei lesen sie emblematische Bezüge aus dem *Buch der Natur* heraus. Alles nimmt Bedeutung an, das Buch der Natur kann erweitert werden. Die Welt, so Foucault wird beredt. Für diese Form der unmittelbaren sensualistischen Subjekt-Objekt-Einheit wird alles zum Zeichen einer interessierten, aber immer noch vorwiegend kontemplativen Anschauung – vergleichbar mit dem Gang durch ein überdimensioniertes naturhistorisches Museum.¹³

So liest der Mensch im Buch der Natur und dieses Lesen steht der Anschauung nahe. Als sprächen die Dinge zu ihm, bleibt die Beziehung eine unmittelbare und die Worte werden auf

¹¹ Ebenda, S. 50 f.

¹² Ebenda, S. 52.

¹³ Ebenda, S. 57.

ihre hinweisende Funktion beschränkt. Oft entscheidet über die Ähnlichkeitsbeziehung etwas Affektives. So fällt die Wahl, wie schon gesagt auf morphologische Ähnlichkeiten oder die Farbe – in einer umgekehrten Analogie lassen Tiere die intensiv leuchtenden, aber giftigen Pilze stehen.

Insgesamt haben die Ähnlichkeitsbeziehungen viele Erscheinungsformen, auch bleibt offen, welche Gegenstände in Beziehung gesetzt werden. So verweisen sie allenfalls auf eine Ordnung, die sich unserer Kenntnis entzieht. Die Ähnlichkeiten können den Menschen bei der Aufdeckung der Zusammenhänge anleiten und er sucht auch aus Mangel an Wissen über Analogien herauszufinden, was ihm gut tut. Dementsprechend haben die Zeichen die Ähnlichkeitsbeziehungen nur zu bestätigen und orientieren sich an überwiegend visuellen Eindrücken. Insgesamt bleiben die Signaturen dem verwandt, was sie beschreiben und darin, so Foucault liegt ein eigentümlicher Universalismus.¹⁴ Die Sprache bleibt bildlich, lässt die Dinge unberührt oder spricht allenfalls durch die diesen eigenen Beziehungen. Sie hält sich aber auch zurück gegenüber dem, was sich nicht entbergen lässt. Hier ist die Erkenntnis noch unabgeschlossen gegenüber dem Glauben, der Tradition und der Geschichte. So gibt es verschiedene Formen der Tradierung und es bleibt viel Spielraum für das Lesen im *liber naturae*, welches das gewissermaßen anthropomorphe Orakel ist. Die Natur bleibt das Abbild einer göttlichen Ordnung, die auch die Sprache umfasst.

Aus Foucaults Sicht war die Antike in ihren Strategien der Erkenntnis reifer und säkularer, die sprachlichen Artikulationen sind selbstbewusster.¹⁵ In beiden Fällen bewahrt sich jedoch die Sprache, wenngleich auf verschiedenen Wegen ihre Authentizität und ihren Wahrheitscharakter, indem sie sich den Dingen anschmiegt. So bilden Sprache und Dinge eine unabgegrenzte Gemengelage, Erstere ist ein Instrumentarium, mit dem sich der Mensch in der Welt zurechtfindet und man kann sie mit einem erweiterten Sehorgan vergleichen, ihr Wesen hat visuelle Züge und sie ist selbst Teil der Natur. Die Worte bleiben ihr verwandt, sei es in onomatopoetischer oder in metaphorischer Form, ihre Grammatik ist intuitiv. Die Vergleiche mit der Antike zeigen, dass die wesentliche Aufgabe der Sprache ist, zu repräsentieren – sie ist Mittel, nicht Selbstzweck. Dabei hat sie teilweise imaginierende Eigenschaften, teilweise steht sie in magischer Beziehung zur Natur – d.h. ihr Offenbarungscharakter bleibt brüchig. Denn der geschichtliche Mensch entwickelt sich erst an der Praxis, an seiner Auseinandersetzung mit der Natur. Doch auch jenseits des Bruchs, jenseits des entstehenden Dualismus, wie er auch den großen Offenbarungsreligionen, ihrem Impetus, den Menschen auf seine Endlichkeit zu verweisen selbst geschuldet ist, bleibt die Nähe zu den Gegenständen der Natur spürbar. Foucault verweist dazu auf den bildhaften wie archaischen Charakter der Sprachen der monotheistischen Religionen. Gott zerbricht die Ähnlichkeitsbeziehung, und transzendiert sie doch im Verhältnis zwischen sich und dem Menschen. Sie wird in historischen Schichten abgetragen und formalisiert, wozu Foucault das mittelalterliche Latein heranzieht.¹⁶

Zusammenfassend ist festzustellen, dass sich in den Sprachen der Antike, wie in denen der frühen Neuzeit Rationalisierungstendenzen und Analogiebildungen ständig durchkreuzen. Sprache ist in erster Linie Inszenierung einer göttlichen Ordnung, deren Bestehen und Vernichtung als Totalität der Mensch nicht selbst in der Hand hat. Dieser Unsicherheit und Willkür, so Foucault versucht der Mensch zu entgegnen, indem er Enzyklopädien anlegt, wobei es der Schrift anheimgestellt wird, neue räumliche und zeitliche Beziehungen zu stiften. Wie mit der Sesshaftigkeit ist mit ihr die Begründung der Kultur verbunden. Foucault zieht es sogar in Erwägung, dass die Schrift der Sprache vorangegangen sei und Erstere die

¹⁴ Ebenda, S. 60.

¹⁵ Ebenda, S. 64.

¹⁶ Ebenda, S. 68.

Beziehungen der Gegenstände der Natur zumindest dokumentierte. Die Simultaneität beider in der Entstehungsgeschichte der altägyptischen Sprache hätte Foucault sicher interessiert, dennoch gibt er dem geschriebenen Wort den Vorzug. Auch in der bildenden Kunst hielt sich lange die Tradition, vermittels von Bildern die biblischen Handlungen den nicht Schriftkundigen verfügbar zu machen. Die Problematik zeigt, wie tiefgreifend die Sprache von visuellen Eindrücken abhängig bleibt. Zu den Gegenständen der Natur gibt es nahezu unabschließbare Reihen von Assoziationen, doch die Enzyklopädien haben auch den Vorzug, die Lebensumstände der organischen Welt und die Naturprozesse einzubeziehen. Damit will Foucault nun sagen, dass der einzig mögliche Zugang zu den Gegenständen der Natur der wissenschaftsgeschichtliche ist, und zwar im Sinne seiner archäologischen Methode und dies lässt an die kompilatorischen Kommentare Hegels zu den Kategorien in seiner *Wissenschaft der Logik* denken. Jeder Gegenstand erklärt sich durch seine Geschichte und durch die ihn begleitenden Umstände, jedoch nicht – und das wird hier polemisch herausgestellt, durch seine rationale Isolation. Wahrheit und Legende – und dazu werden die Geschichtsschreibungen und Enzyklopädien des 16. Jahrhunderts zitiert, dürfen sich vermischen. Foucault verknüpft somit pointiert seinen epistemischen Anspruch mit dem geschichtlichen. Zwischen Anschauung und rationaler Betrachtung liegt für ihn kein grundsätzlicher Widerspruch, vielmehr entsteht das Wissen aus sich überlagernden Diskursen – das Wissen als ewig gärende Masse.

Die bewegliche Struktur der Sprache ermöglicht es, sich von den unmittelbaren räumlichen und zeitlichen Bedingungen zu lösen. Sie wird in dieser Diffusion, in der der utopische Gehalt stets mitschwingt zum Mittel der Erkenntnis; ferner relativieren sich aktuelle Diskurse stets durch die Überlagerung von Neuen. Die Sprache ist damit in Analogie zur Natur ständiges Werden, sie kann sich aber nie vollkommen über sich selbst verständigen. Andererseits ist sie nicht gänzlich unbestimmt. Nimmt man die archäologische Haltung Foucaults ein, offenbaren sich beide in ihrer Verwandtschaft. Ein menschliches Artikulationsbedürfnis lässt die sinnlichen Eindrücke der Natur zum Zeichen werden. Die Struktur der Zeichen erweitert im Gegenzug das Anschauungsbedürfnis – sie wird den Organen der Sinneswahrnehmung gleichgestellt – subjektiver Sensualismus. Anders gesagt: Die Phänomenologie der Sprache wie die der Natur nimmt bei Foucault viel Raum ein, doch das An sich, das Wesen beider lässt sich nicht entbergen. Wie die Natur blickt die Sprache stets auf sich selbst herab und versucht den Bezug zu diesem Urgrund herzustellen.

Bei der Problematisierung der Ähnlichkeitsbeziehungen geht es um Annäherung. Die Wahrheitssuche läuft über die Vergangenheit, aber wohl weniger über eine rein historische, als über die symbiotische der unmittelbaren Subjekt-Objekt-Einheit. Soll die Ähnlichkeit ein Trost, ein Wiederauffindungserlebnis für etwas Verlorenes sein? Steuern die Ähnlichkeiten den Widerspruch von Anwesenheit und Abwesenheit? Wissen ist Erinnerung, das Aufdecken von Ähnlichkeiten ein Memory-Spiel auf dem ein neuer Diskurs entsteht, an dem sich ein Lerneffekt entwickelt. Bei den Paradigmenwechseln, die Thomas Kuhn behandelt, werden Wiederauffindungsalgorithmen wichtig – vergleichbar mit der Strategienfindung zur Lösung von Mathematikaufgaben. Mit der Problematik der Wiedererkennung von ähnlich gelagerten Fällen hat man es auch bei der Analyse von Ideogrammschriften zu tun. Wenn Natur und Sprache fuzzy sind, dann muss sich der Archäologe Foucault solcher bekannten Strategien bedienen, um die neueren Algorithmen bzw. Diskurse zu entschlüsseln. Denn die Sprache und ihr Bezugssystem, die Schrift entstellen als Zeichenwerk die Natur, um sie zu einer menschlichen Wirklichkeit zu transformieren. (So ist *ꜥmt* nicht nur ein Stück Krokodilhaut, sondern das Ideogramm für das pharaonische Ägypten.) Zwar partizipiert dabei das Wissen über die Natur selbst an ihr, dennoch fixiert sich m. E. zwischen den Ähnlichkeitsbeziehungen und dem Abgrund des Unerkennbaren eine dualistische Position. Insofern beschreibt das Archäologische der Methode Foucaults etwas Vorläufiges und das Streben nach der

Erkenntnis des Wesens der Naturgegenstände ist keine nur historische Rekonstruktion, sondern ihre Beschränkung und Unzulänglichkeit gründet in der Endlichkeit des Menschen. Die Archäologie bleibt eine Analogie für das Verhältnis der Sprache bzw. für das des Menschen zur Wirklichkeit. Die große Erzählung bleibt diskontinuierlich, Sprache und Text selbst verhalten sich zu einander wie Erscheinung und Wesen.

Man kann in der Bezugnahme von Sprache und Text jedoch auch eine progredierende Versubjektivierung sehen, die Vergewisserung eines metaphysischen Subjekts, nicht des Menschen über sich selbst, das klassische Reflexionsverhältnis. Die Semiotik ist nur Erscheinungsform des subjektiven Sensualismus, die Verlängerung des Subjekts, die Hypostasierung und letztlich Aufhebung der Natur in ihm – Bewusstsein, das sich unabgeleitet wähnt. Von daher müssten die strukturellen historischen Veränderungen innerhalb der Zeichentheorie von nachrangigem Interesse sein. Andererseits sind die Phasen einer inneren Verständigung über den Wahrheitsanspruch der Zeichen von großer historischer bzw. epochengeschichtlicher Bedeutung. Grundsätzlich wird der Anspruch auf die Erkennbarkeit der Wirklichkeit beibehalten, wenn die Sprache nicht stets neben der Erkenntnis als verlängertes Sinnorgan – im Sinne der Spekulationen des subjektiven Idealismus herausgehoben wird. So sind Schrift und Sprache nur historisches Zeugnis der menschlichen Auseinandersetzung mit der äußeren und seiner eigenen Natur. Andererseits ist jene für Foucault nicht abschließbar und bildet ein Geflecht von Diskursen, die sich wechselseitig überlagern. Foucault stellt somit die Geschichtlichkeit des Menschen über dessen Erkenntnisbedingungen selbst, verabsolutiert diese. Zugleich verabsolutiert er damit spezifische epochengeschichtliche Problematiken, und zwar die Übergänge und Phasen der Rationalisierung der Sprache, ihr selbstständig-Werden auch im Sinne des selbstständig-Werdens der menschlichen Erkenntnis, der Vernunft. Dass die Bedeutungen auch notwendige Zuordnungen darstellen, blendet die Vergeschichtlichung, die dynamisierende Betrachtung der Sprache aus – Verselbstständigung der Erkenntnis, Verselbstständigung des Subjekts. Und die ist unnötig, denn die Grundfrage der Philosophie ist durch den Materialismus hinreichend gelöst und lässt der Geschichtlichkeit aufgrund der dialektischen Beziehungen genügend Raum. Wenn die Renaissance und andere Epochen Schwierigkeiten mit dem Selbstständig werden der Sprache hatten, dann, weil sie die Tradition der unmittelbaren Einheit von unselbstständiger Natur und unselbstständigem Geist, bzw. die Tradition der *invisible hand* Gottes in einer Offenbarungstotalität noch nicht kritisch überwinden konnten. Der Rekurs auf die Ähnlichkeit ist ein erster Versuch, Mensch und göttliche Ordnung gleichzustellen. Mit diesen Ausführungen will Foucault zeigen, dass spätestens der Aufklärung die Erinnerung an jenes ursprüngliche Verhältnis von Sprache und Natur verloren gegangen ist. Die Sprache verliert ihren deskriptiven Charakter und tritt rein funktional in Entgegensetzung zur Natur. Ihre Selbstzweckhaftigkeit und ihr deskriptiver Charakter, ihr vielseitiger Gebrauch werden zum Privileg der Künste. Die Sprache des 16. und 17. Jahrhunderts verstand sich jedoch in ihrem Gebrauch ähnlich wie ein Titel zu einem bildnerischen Werk – sie tendierte dazu, die Sache selbst sprechen zu lassen im Sinne von „ohne Titel“. Sie kodifizierte etwas Geheimnisvolles. Diese Kultur, so Foucault existiert in der Dichtung, wie in der jüngeren ästhetischen Programmatiken fort, die die Mimesis fallen lassen und ihre subjektiven Sprachen erfinden.¹⁷ Diese und die rationalen bzw. repräsentativen Diskurse werden inkommensurabel, dennoch sind es die Ersteren, die zum Fortbestand der Sprache beitragen, insofern sie jene vor ihrer völligen Ausdünnung und Verzweckung bewahren. Bei aller Analogie zu Sprache und Schrift im 16. Jahrhundert – und damit ist ein besonderes Verhältnis zur Wirklichkeit gemeint, kann die Literatur dies nicht wiederbeleben, sondern ist, so Foucault besonders seit dem 19. Jahrhundert damit befasst, sich mit den Rationalisierungstendenzen auseinanderzusetzen.

¹⁷ Ebenda, S. 76.

4. Die Rationalisierungstendenzen der Sprache und ihre erkenntnistheoretische Aufwertung an der Wende zum klassischen Zeitalter.

4.1. Bildungsroman und Umerziehung: Die Demystifikation von Don Quichottes Verhältnis zur Wirklichkeit.

Für die Wende zum klassischen Zeitalter zieht Foucault nun ein anderes Narrativ heran – die Don Quichotte Legende. Er stellt somit zunächst repräsentativ für die Klassik die Bildanalyse vor, obwohl sie rezeptionsgeschichtlich wie auch das Sujet selbst in den Barock gehören, geht dann kontrastiv in die Renaissance zurück um nun ein weiteres barockes Narrativ – die Don Quichotte Legende heranzuziehen. Neben den Schwierigkeiten dieser Vor- und Rückgriffe bleibt die Abgrenzungsproblematik der kunstgeschichtlichen und literarischen Epochen bestehen, es ist auch nicht in Foucaults Sinne, die damit verbundenen Epistemologien eindeutig gegeneinander abzugrenzen. Die Kapitel lassen sich jedoch auch unter dem Aspekt der Auflösungstendenzen des Repräsentationsanspruchs in visueller und sprachlicher Hinsicht behandeln.

Foucault beschreibt Don Quichotte nicht als Abenteurer, sondern als zurückgezogenen Menschen. Er ist der Protagonist eines weiteren überlebten, sich selbst auflösenden Repräsentationsanspruchs, aber auch hinsichtlich der Auflösung verbindlicher Bedeutungen der Sprache.¹⁸ So pflegt er zunächst das Image, das ihm die Heldenepen vorgeben. Denn wenn er die Ritterromane nachlebt und inszeniert, dann um ein unsterblicher Held zu werden. Die Romanfigur behauptet damit die für den realen, konkreten Menschen präventive Identität von Sprache und Wirklichkeit. Sie bildet ein zunächst gegenläufiges Paradigma zu Foucaults Interpretation der Hoffräulein. Denn das „Kopierverhalten“ von Quichotte verfehlt die Reinszenierung der Epen und er erfasst ihr tieferes Wesen gerade nicht. Was die Fiktion der Bücher, ihre Autonomie ausmacht, bleibt ihm unzugänglich. Don Quichotte fordert einen absoluten Wahrheitsanspruch ein, doch er wird in seiner subjektiven Ideologie auch fortwährend verunsichert. Stellt man die Frage nach einer Epistemologie jedoch vom Ende der *Ordnung der Dinge* her, so ist die Problematik ähnlich gelagert – für den Bildbetrachter wie für Don Quichotte bleibt die Erkenntnis des Wesens des Menschen uneinholbar, blinder Fleck.

Er tut das, was junge Dichter oder Aspiranten tun, um in die Kunsthochschulen aufgenommen zu werden und hat sich der anstrengenden Aufgabe unterworfen, der lebende Beweis der Bücher zu sein. Es stellt sich nur die Frage, ob eine derartige Haltung überzeugen kann, oder ob sie in einen fetischistischen Wirklichkeitsbezug mündet; die Bücher entziehen sich jedenfalls einer epigonalen Vereinnahmung. Eine subjektive Geste bricht mit den Ähnlichkeitsbeziehungen, wie sie die Gegenstände der Natur umspielten und die Erkenntnis in einem Kontinuum mit der Natur beließen. Mit dieser despektierlichen Feststellung macht Foucault deutlich, weshalb der Rückgriff auf die Epistemologie und Sprache der Renaissance erfolgte, aber auch in welche Richtung sein lebensphilosophisches Votum zielen wird. So wird der Weg in ein epigonal-fetischistisches Wirklichkeitsverhältnis durch die Ähnlichkeitsrelationen auch begünstigt, wenn deren Spiel mit der Magie verabsolutiert wird – die Sprache der Renaissance wird nicht als Mittel der Wahl favorisiert. Foucault geht es jedoch nicht um das subjektive Scheitern, sondern um eine historische Zäsur, so versinnbildlichen „Las Meninas“ und „Don Quichotte“ das Auseinanderbrechen von Natur und Schrift bzw. Diskurs und der Romanheld kann den Abglanz früherer Zeiten, die verblichenen Ähnlichkeitsbeziehungen nur noch beschwören.

Don Quichotte steht aber auch jenseits eines glückenden Repräsentationsmodells der Neuzeit. Erst daran knüpft sich die Frage, was repräsentierbar ist, was bloße Täuschung ist; die Frage

¹⁸ Ebenda, S. 78 f.

nach der Vieldeutigkeit der Erscheinungsformen der Gegenstände der Wirklichkeit, die Unausgrundbarkeit sämtlicher Kausalitätsbeziehungen. Während die Renaissance und der Barock die göttliche Ordnung und das *Buch der Natur* noch feierten, fällt Don Quichotte darüber, dass zwischen der Beziehung von Sehen bzw. Sprechen und Sein eine Kluft liegt. So entpuppen sich die vermeintlichen Ähnlichkeiten als Nicht-Zusammengehöriges und die Fiktionen, welche die Sprache stiftet werden flüchtig. An Don Quichotte manifestiert sich eine Brechung, welche ihn aus dem Kontinuum der Wirklichkeit heraushebt und auch Foucaults Interpretation der Hoffräulein greift die Repräsentationskultur von innen her an, wenn man darin eine bewusste Hintertreibung der höfischen Idolatrie durch Velasquez sieht. Doch der Bruch wird nun radikaler: Erst hat sich der Protagonist mit den Inhalten der Epen identifiziert, ohne sie einholen zu können, dann wird er im 2. Teil des Cervantes-Romans selbst zur Ikone, ohne es zu wissen. Beide Teile des Romans initiieren somit eine Entfremdung zwischen Subjekt und Objekt, Don Quichotte wird ihre „Konjunktion“, als objektiver Widerspruch zwischen radikalem Ausschluss und Einschluss. Zwischen der Erzählung und der Lebenswirklichkeit bzw. der Natur entsteht eine Kluft, beide verselbstständigen sich gegeneinander im positiven wie im negativen Sinne. So verdankt Don Quichotte dem Bruch trotz seines Scheiterns am Wirklichkeitsbezug im ersten Teil auch seine Subjektwerdung im zweiten Teil, wenn sich die Erzählung ihm gegenüber verschließt. Er steht somit exemplarisch dafür, dass die Ähnlichkeitsbeziehungen überlebt sind und in Verwirrung geraten.

In der Zäsur zwischen beiden Teilen des Romans wird deutlich, dass Quichotte viele Schichten und Erscheinungsformen hat. An der Figur will Foucault jedoch auch das transzendente Wesen der Sprache vorführen, dabei erweist sich der Rekurs auf die Ähnlichkeit – an der Schwelle zur Moderne und ihrer (Real)abstraktion als Anachronismus. Der zweite Teil des Romans eröffnet eine neue Rahmenhandlung und ermöglicht es, Quichotte als singuläre Gestalt zu behandeln; er erhält eine reflexive Brechung. Er wird nun an dem gemessen, was er im Ersten Teil zu sein versuchte und wird mit weiteren Romanfiguren konfrontiert. Somit wird die Suggestionskraft der Epen hinterfragbar. Einerseits wird damit D.Q. Held in ihrem Sinne und repräsentiert ihren Wahrheitsanspruch weiter, andererseits bleibt ihm diese Gattung der Bücher entzogen, weil es sie nun selbst lebt. Zwischen Leben bzw. Sehen und Sprechen bleibt somit weiterhin ein Abgrund bestehen, Don Quichotte kann sich nicht selbst erfassen. Als anachronistische Figur wird er zudem der Welt und sich selbst unzugänglich. Was Buch (geworden) ist kann nicht sein und vice versa. Erst war er für die Welt unerkennbar, wegen seiner eifertigen Identifikation mit den Epen, jetzt ist er Teil des Romans, doch blind gegen sich selbst. Seine Wirklichkeit wird somit dualistisch zwischen der Beziehung auf anderes und der auf sich ausgespannt, sie entsteht konstruktivistisch gesehen – an einem brüchigen Narrativ. Zugleich wird damit jede Subjektivität zur Fiktion, ohne dass sie vermittels der Sprache ausgründbar würde. Die Identität wird ein offener Begriff, sie taucht auf und verschwindet gleich wieder. Selbst als Literatur bleibt die Sprache nur Spur des Lebens. Damit wird jedoch m.E. der Dualismus hintertrieben, ohne Sprache kann es keine Entwicklung des Menschen geben. Wenn Foucault die Ähnlichkeit nun konterkariert, dann um mit ihr auch die Rationalität und die Erkenntnis anzugreifen. Andererseits werden jenseits von auf Ähnlichkeiten begründeten Wertvorstellungen auch andere Erfahrungen zugänglich. So wird der Irre für Foucault zum Weisen – Art brut. Ihn interessiert am Irresein die implizite Verweigerung, das nicht-Funktionieren der Rationalität im oben beschriebenen Sinne. Der Irre baut Schranken zwischen sich und der Welt auf und reißt bestehende ein, er wird zum Umwerter aller Werte. Da, wo er Ähnlichkeitsbeziehungen herstellt – und hierin ist ihm Quichotte verwandt – gibt es keine. Eine Neuordnung von Ähnlichkeiten nimmt, so Foucault auch der Dichter vor und er

ist im Aufdecken möglicher Ähnlichkeitsbeziehungen sogar Universalist.¹⁹ Die Neuordnung der Sprache und der Dinge ist ein radikales Experiment. Der Universalismus wird auch als *Homosemantismus* bezeichnet – Dichtung ist Verdichtung. Dabei wird deutlich, dass die Ähnlichkeit etwas Subjektives, zu Setzendes ist. Mehr als das bloße Aufsammeln der Ähnlichkeiten, wie es noch für die Willkür des Irren eigentümlich ist, setzt der Dichter durch dingliche Anspielungen Bedeutungen, er stellt sich die Frage, was sich im Kontinuum der Dinge ähnlich machen lässt und er trifft dabei eine entsprechende Auswahl. Die Verdichtung kommt somit der Sprache nahe, doch sie bleibt unausgesprochen Gesprochenes, während der Irre die Distanz verliert und Ähnlichkeit in allem sieht. Beide müssen jedoch durch ihre Sprache etwas evozieren, verbinden können, sie arbeiten sich nicht nur an der Kluft, sondern auch am Widerstand von Sprechen und Sehen, bzw. Leben ab, und hier steht aus Foucaults Sicht mehr auf dem Spiel, als das Tableau, der anatomische Vergleich – hier geht es immer um die ganze menschliche Existenz. Beide schaffen eigenständige Synthesen zwischen Sprache und Wirklichkeit, doch während der Dichter wartet, bis die Ähnlichkeiten nach sprachlicher Formgebung verlangen, oktroyiert der Wahnsinnige seine Vorstellungen von Ähnlichkeit der Wirklichkeit auf.

Aus der Erfahrung mit dem diskontinuierlichen Wesen der Geschichte heraus stellt sich für Foucault die Frage, wie das Denken die Kultur angemessen beschreiben und zur Sprache bringen kann. M.a.W., zwischen den Epochen liegen Brüche, so starke Einschnitte, als hätte man es mit einander wesensfremden Kulturen zu tun. Allgemein kann es auf den Zeitgeist, auf die Kultur einer Epoche keinen unmittelbaren Zugriff geben. Manche Epochen verhalten sich grundsätzlich skeptisch gegenüber der Erkenntnis. Im Barock beginnt eine heftige Auseinandersetzung mit dem Illusionismus, die in die Weiterentwicklung des *trompe l'oeil* mündet.²⁰ Foucaults zunehmende Skepsis gegenüber den Ähnlichkeitsbeziehungen wird jedoch unübersehbar, so spielt m.E. der Barock eher mit dem Repertoire der Illusionen und entwickelt sie zu großartigen Inszenierungen weiter, die fortlaufend aus dem zweidimensionalen Bildraum ausbrechen und neue Verknüpfungen herstellen. M.E. kann die Diskursanalyse einem derart komplexen Phänomen gar nicht gerecht mehr werden. Foucault interessiert an dieser Epoche das Entstehen neuer Formen abbildlicher Sinnbezüge und er wendet sich mit dem Wuchern ihrer Imaginationen, mit den programmatischen Exzessen provokant gegen lineare, deterministische Erkenntnisansprüche. Überhaupt sucht die Diskursanalyse an ästhetischen Programmatiken, an ihrem brüchigen Wirklichkeitsverhältnis ihre Erweiterungsmöglichkeiten und nutzt sie heuristisch. Dabei stellt sich schon die Frage, ob Foucault, wenn er die Diskretheit der Ereignisse behauptet, die Ästhetik wie Adorno instrumentalisiert – und so den positivistischen Vereinnahmungen Vorschub leistet. So radikalisiert die Diskursanalyse doch eine subjektiv-idealistische Position, wenn das platonische Höhlengleichnis als Polemik gegen die Rationalität und implizit gegen den Universalismus vorgebracht wird. Wird der Fetischismus und mit ihm die Geschichtlichkeit des Menschen nicht seit der Kritischen Theorie hintertrieben? Schon in Hinblick auf die Ignoranz gegenüber den Kausalitätskonzepten der Naturwissenschaften verhält sich die Postmoderne selbstgerecht und anmaßend. Das menschliche Denken entwickelt sich nun einmal an Vergleichen, wie auch Foucault einräumt. Wie die analytische Philosophie und der Positivismus spielt er jedoch die Transzendierung der Sprache gegen den emanzipatorischen Anspruch auf die Erkennbarkeit der Wirklichkeit aus. Bekanntlich umgeht diese Arabeske der Metaphysik auch die Auseinandersetzung mit der politischen Ökonomie, der Kritizismus bleibt Selbstzweck. Doch vor einem derart polemischen Hintergrund wird gar nicht deutlich, was Foucault angreifen will. Um eine Auseinandersetzung mit der Grundfrage der Philosophie kommt er gar nicht herum und er verweist darauf, dass Descartes das Denken in

¹⁹ Ebenda, S. 81.

²⁰ Ebenda, S. 83.

Ähnlichkeitsbeziehungen erst einmal universalisiert, denn es lässt sich nicht abstreiten, dass die Erkenntnis durch den Vergleich voranschreitet.

4.2. Die Entstehung der Kategorientafeln: Wie die Sprache ihre epistemologische Funktion aufnimmt.

Foucault will die Sprache von ihren deterministischen Restriktionen befreien und sein Transzendierungsvorhaben, das sich über Epochengrenzen hinwegsetzt oder komparativ und heuristisch Vor- und Rückgriffe erlaubt, entspringt auch einer Herrschaftskritik. Abseits der ästhetischen Szenarien und der Protagonisten, an denen sich der demystifizierende Zug der Dekonstruktion, der Diskursanalyse anschaulich vorführen lässt, werden nun die historischen Epistemologien auf ihre formalen Strategien des Vergleichens untersucht. Für die Epoche der Repräsentation wird dabei der Zusammenhang von Erkenntnis und Sprache wesentlich.

Foucault führt nun das Vergleichen auf seine logischen Grundlagen zurück – das Maß und die Ordnung, die Analyse und die Synthese. Während die Analyse in die Tiefe geht und die Gegenstände des Vergleichs isoliert, strebt die Synthese nach kohärenten Wirklichkeitsbeziehungen und nach einer Kontinuität in der Erkenntnis. Eher als die Synthese schafft die Analyse ein Tableau, insofern sie ihre Vergleiche an bestimmten Größen verifizieren muss und diese dadurch einen verallgemeinerbaren, kategorialen Status erhalten. Der Vergleich, der durch das Maß vollzogen wird, muss anwendbar sein und er ordnet die Dinge entsprechend. Hegels Kommentare zu den entsprechenden Kategorien zeigen jedoch, dass sie nicht ausreichen, um die Gegenstände der Wirklichkeit zu beschreiben. Zwischen Analyse und Synthese bleibt eine Kluft, sie verhalten sich dualistisch zueinander und Marx Methode wird sie dialektisch und kritisch aufeinander beziehen. Mit der Heranbildung dieser gegenläufigen Methoden löst sich jedoch auch der historische Rekurs auf die Ähnlichkeiten auf, die Kategorienlehre rückt ihnen zu Leibe. Der Vergleich erhält eine erkenntnistheoretische Fundierung. Er wird universalisiert, und zwar ohne Rücksichten auf die Erscheinungsformen der Gegenstände der Natur. Doch aus Foucaults Sicht werden damit die Entstehungsbedingungen der Erkenntnis nicht mehr hinterfragbar, ihre Unschärfe, die ästhetische Intuition für den Vorrang des Seins vor dem Bewusstsein, sowie für die Geschichtlichkeit des Wissens im Allgemeinen, für die dialektische Komplexität der Beziehung von Primär- und Sekundärnatur überhaupt ist verloren gegangen. Was ist dabei wissenschaftsgeschichtlich passiert? Das Vergleichen uferte im Mittelalter mangels logischer Maßstäbe aus. Hier herrschte tatsächlich ein mystischer Universalismus „des Zusammenhangs von allem mit allem“ vor. Die Kategorientafeln, insbesondere die Kategorie des Maßes unterwerfen jedoch den Vergleich strengerer Regeln. Mit dem Erscheinen der Kategorienlehre wird auch die Totalität, auf die sie sich beziehen klarer definiert. Demgegenüber hatte der Rekurs auf die Ähnlichkeiten den Vorzug, dass diese systemtheoretisch gesprochen, keine abgeschlossene, zirkuläre Totalität beschreiben und damit verbunden keinen strengen Determinismus begründen konnten. Der Vergleich, den die späteren idealistischen Systeme anstreben, ist affirmativ oder negativ an der vollständigen Erkennbarkeit der Wirklichkeit orientiert, während, so Foucault die Ähnlichkeiten sich doch auf die Wahrscheinlichkeit eintretender Ereignisse bezogen.²¹ Auch Marx steht bekanntlich vor dem methodischen Problem, im *Kapital* eine Krisentheorie zu entwickeln, die sich an den tatsächlichen Akkumulationsbedingungen orientiert; wobei die Idealität abgeschlossener, sich selbst reproduzierender Systeme – die einfache Reproduktion des gesellschaftlichen Gesamtkapitals nur kritischer Ausgangspunkt sein kann. Der Rekurs auf die Identität und den Unterschied gewährleistet den entstehenden Einzelwissenschaften exakte Bestimmungen und Beweismaterial. Hegel sieht jedoch in der Beschränkung auf jene Kategorien gerade die Schwäche historischer Kategorientafeln und seine Deduktion des Widerspruchs lässt sich für

²¹ Ebenda, S. 88.

einen dialektischen Determinismus, wie er verschiedene Kausalitätsvorstellungen umfasst, stark machen.²² Der ausschließliche Rekurs auf die Kategorien Identität und Unterschied schafft einen sehr strengen Determinismus, den Hegel im Übergang zum Widerspruch in der *Wissenschaft der Logik* kritisch verabschiedet und in der Enzyklopädie polemisch kommentiert.

Für die Epistemologie des 18. Jahrhunderts wird jedoch zunächst die Mathesis, die Rationalisierung der Wissenschaften durch die Kategorie des Maßes und der Ordnung bestimmend. Fraglich bleibt, ob sie die Gefahr eines zirkulären Universalismus birgt, oder zur Erschließung weiterer empirischer Sachverhalte eingesetzt werden kann. Weist das *Kapital* diese Strukturierung einer großen Logik noch auf? Ist die Wahl der Mittel – die Arithmetik zur Analyse der Akkumulation adäquat? Oder gerät das Verhältnis von Analyse und Darstellung in ein Missverhältnis – ist Marx zirkulärer Abschluss mit der einfachen Reproduktion des Kapitals einer vergleichbaren Methodenproblematik, wie der des universalistischen klassischen Zeitalters geschuldet?²³ Die Mathesis begründet die Wissenschaften als Ordnungen. Alle Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften wurzeln in spezifischen Ordnungen, ihren geschichtlichen Fachsprachen. Ein prominentes Beispiel bleibt die Entdeckung der Naturgeschichte.²⁴ Mit anderen Worten: Das klassische Zeitalter hatte sich trotz aller Rationalisierungsbestrebungen das Gedächtnis für die Offenheit der Menschheits- und Naturgeschichte, wie es Krisen und Katastrophen nicht ausschließt noch bewahrt. In den Ordnungen lebt trotz aller Rationalisierungsbestrebungen die systemtheoretische Intuition früherer Zeitalter fort, auch insofern, als die Wissenschaften hier einen stark enzyklopädischen Charakter haben. Sie sind für Foucault Archäologien im besten Sinne und Marx wird die entsprechenden Modelle historischer Nationalökonomien durchdenken, denn sehr früh wurden die verschiedenen Einkommensarten und gesellschaftlichen Klassen beschrieben. Während die Renaissance und der Barock an der Anschauung orientiert waren und man sich im 17. Jhd. zu den Gegenständen der Wirklichkeit deskriptiv verhielt, beginnen die wissenschaftlichen Ordnungen alles bisherige Wissen zu systematisieren. Foucault interessiert sich besonders für die entstehenden Taxonomien, so ist das Vergleichen noch stark an den Gegenständen selbst orientiert und vom Denken in Ähnlichkeitsbeziehungen beeinflusst.

Für das klassische Zeitalter wird ferner die Umstrukturierung der Schriftsprache signifikant: So tritt zur rein abbildlichen Funktion der konventionelle Sinn. In der vorklassischen Zeit wurden die Zeichen hinsichtlich ihrer Deutbarkeit von den Dingen geleitet, die Sprache selbst war offen auf die Dinge hin. Die Selbstständigkeit eines Zeichens blieb begrenzt und es gab einen intuitiven Respekt für den Vorrang des Seins vor dem Bewusstsein. Anders gesagt: Die Zeichen wurden durch die Dinge gestiftet, d.h. auch, dass der Vergleich in den Dingen liegt und die Erkenntnis erst post festum hinzu tritt. Doch das Wissen verliert seinen Mystizismus, seine unerreichbare göttliche Quelle, der die Erkenntnis allenfalls Folge leisten konnte.²⁵ Wie auch immer – Gott verliert seinen absoluten Status und beginnt den Menschen als sein Abbild – mit Konsequenzen für die Autonomiewerdung der Erkenntnis neben sich zu dulden. Deren Unabgesichertheit hat weiterhin den Vorzug, dass sie den sinnlichen Eindrücken gegenüber offen bleibt, die Kausalität bleibt den Eindrücken nachgeordnet, doch bei aller Öffnung auf die Dinge hin darf man sich keine Lösung im Sinne der Grundfrage der Philosophie erwarten.

²² [Herbert Hörz: Der dialektische Determinismus in Natur und Gesellschaft](#). Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1962, 2. Aufl. 1966, 3. Aufl. 1969, 4. Aufl. 1971, 5. Aufl. 1974.

Ferner: [Zufall – Eine philosophische Untersuchung](#). Akademie-Verlag, Berlin 1980.

²³ Elmar Treptow: Die Entfremdungstheorie bei Karl Marx. Unter besonderer Berücksichtigung des Spätwerks. München: 1978.

²⁴ Die Ordnung der Dinge, vgl. S. 91.

²⁵ Die Ordnung der Dinge, S. 93.

Auch wenn das klassische Zeichen am Buch der Natur orientiert ist, steht hier eine Semiotik im Vordergrund, bei der das Zeichen seine Beziehung zum bezeichneten Gegenstand erklären muss. So stellt sich die Frage, wie die Zeichen, die nicht ununterscheidbar in die Wahrnehmung eingeschlossen bleiben als solche identifizierbar werden. Zum Eindruck tritt somit die Erkenntnis hinzu und rationalisiert ihn zum Zeichen. Zugleich erarbeitet sich die Erkenntnis ein Repertoire an Verallgemeinerungen. Dennoch unterscheidet Foucault eindeutig, als die subjektiven Sensualisten, wie die Subjekt-Objekt-Vermittlung entstehen soll. So hat die Erkenntnis wie die Praxis zwei Seiten – ein bildendes, abstrahierendes, wie ein setzendes Moment.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Abgrenzung der Zeichentheorie des klassischen Zeitalters zu den früheren Epochen zwar unscharf bleibt, doch es entsteht eine neue Art von Zeichen, die ihr eigenes Regelwerk und System begründen. Diese hat, wie schon gesagt nicht mehr den geheimnisvollen wie entbergenden Charakter der früheren Zeitalter, sondern löst sich vom Mystizismus einer fremden Erkenntnisquelle und wird dynamisch. Dabei orientiert sie sich an der Mathematik und für das klassische Zeitalter wird der Determinismus zur Herausforderung. So durchzieht den entstehenden Rationalismus der Dualismus von Zeichen und Dingen. Für Foucault beschreibt die Klassik das Zeitalter der entstehenden (Schrift)sprache; die Zeichen werden selbstständig und haben eine grundsätzlich andere Natur als die Dinge; während hinsichtlich der Ähnlichkeitsbeziehungen der Vergleich mit den Ideogrammen naheliegend bleibt.

4.3. Das *Tableau* als sprachlich strukturiertes Ordnungsprinzip der Klassik.

Während, wie gezeigt die Renaissance eine fließende Bewegung zwischen Subjekt und Objekt herstellte, wird fortan dem Subjekt die Vermittlungsrolle zugeschrieben und die Repräsentation in ihm erzeugt. Gegenüber dem bisherigen intuitiven Abgleich wird der Anspruch an die Repräsentation und Abstraktion vom bezeichneten Gegenstand steiler. Letzterer wird zum Inhalt einer Reflexionsbewegung.²⁶ Es entsteht ein Bewusstsein dafür, dass das Zeichen als Idee durch eine andere, vorgeordnete Instanz – das Subjekt generiert wird. Foucault ist an einer historischen Skizzierung des Zeichensystems, an seinem Selbstständigwerden gelegen sowie an der damit verbundenen stärkeren Abstraktion. So erfüllen die Zeichen als Vorstellung eines vorstellenden Subjekts eine verstärkt repräsentative Funktion.

Ferner weist er darauf hin, dass mit der Konstitution des Subjekts das Entstehen des subjektiven Sensualismus, die Zweck-Mittel-Verkehrung der Zeichen begünstigt wird. Dagegen will er deren repräsentative Funktion stark machen. Dabei sind die Zeichen nicht nur Mittel der Erkenntnis, sie werden auch durch ihren Inhalt bestimmt. An die entstehenden Tableaus werden hohe epistemische Ansprüche gestellt und die Ausführungen gelten dem autonom Werden des Zeichensystems als Repräsentationssystem der Dinge. In der binären Zeichentheorie wirken beide Elemente, Bezeichnendes und Bezeichnetes zusammen und die Entstehungsgeschichte ihrer Beziehung schließt fortan ein, dass die Bedingungen der Erkenntnis und der Stellenwert der Sinneseindrücke hinterfragt werden. Vermittels des Repräsentationsgeschehens werden die Erkenntnisinhalte eingegrenzt und ihr Zusammenhang wird avisiert; dabei wirkt jedoch die Ähnlichkeit fort, ohne die kein Erinnerungsvermögen möglich wäre, wie das Memory-Spiel zeigt. Die Ähnlichkeitsbeziehungen stellen somit weiterhin die Kontinuität des Gedächtnisses sicher. M.a.W., der Rekurs auf die Ähnlichkeit zeigt, dass die Vorstellungskraft einen wichtigen Anteil am Denken hat. Selbst die rationalen Systeme der Subjekt-Objekt-Beziehungen – sowohl die philosophischen wie die historischen Zeichensysteme als Ausdruck von Erkenntnistheorien oder von deren Propädeutik kommen

²⁶ Ebenda, S. 99.

ohne die Vorstellungskraft nicht aus. Foucault will die wissenschaftlichen Diskurse öffnen, sowohl auf ihren anthropologischen Charakter, als auch auf ihren vermeintlich irrationalen oder vielmehr hermeneutischen hin. Damit wird weiterhin auf einen stets indeterministischen Anteil an den Gegenständen der Erkenntnis wie hinsichtlich ihrer eigenen Natur hingewiesen. Ohne dieses irreduzible Mehr an Subjekt und Objekt lässt sich die Erkenntnis weder in Hinblick auf die Gegenstände der Wirklichkeit, noch in Hinblick auf ihre intellektuellen Strategien erweitern. Dabei kann das Vergleichen sowohl kritisch bis regelrecht umstürzlerisch verfahren, indem es bestehende Formen der Repräsentation verwirft, als auch innovativ, indem es Thesen entwickelt, scheinbar nicht Zusammengehöriges vergleicht und heuristisch arbeitet. Die Ordnung der Dinge, welche Foucaults Methode avisiert, ist eine bewegliche, das *stirb und werde* ... Die kritische Verfahrensweise stellt das bestehende Repräsentationssystem infrage, die innovative schafft die Tableaus mit teilweise unabgesicherten Vergleichen. Doch das negative und das positive Moment wirken zur Selbstrevision und Erweiterung der Erkenntnis zusammen, das negative transzendiert die bestehende Ordnung und entlarvt sie als Scheinordnung ohne schon die Lösung in der Hand zu haben, mehr im Sinne eines störenden und umstrukturierenden Impulses. Auf der anderen Seite schießt die Einbildungskraft, das innovative Moment stets über das Ziel hinaus. Sowohl die destruktive wie die produktive Seite der Erkenntnis geben Orientierung und unterstützen die menschliche Wahrheitssuche. M.a.W., Foucault stellt die Intuition den rationalen Anteilen der Erkenntnis zur Seite, weist sie als ihr eigentlich vorantreibendes Moment aus. Erkenntnistätigkeit wird überhaupt nur als Prozess explizierbar, kommt sie zum Stillstand, löst sie sich auf. Das betrifft sowohl die eigene Natur des Menschen, wie seine Erkenntnisgegenstände, die unendliche äußere Natur. Deren mutmaßliche Abgeschlossenheit könnte keine Grundlage des Wissens bilden. Nahezu dialektisch formuliert Foucault die Bedingungen der Selbstorganisation und das positive Moment der Erkenntnis geht auf den Zusammenhang der Dinge aus. Beide Impulse wirken auf die Repräsentation ein und bewirken ihre Umstrukturierung – die Unabschließbarkeit der Diskurse. Diese wirkt aber umgekehrt auch auf die Einbildungskraft ein und befeuert ihre beiden Aspekte. Schließlich: So vielgestaltig die Natur ist, so vielgestaltig auch die Rede darüber, die Repräsentation als Gemengelage der Diskurse bleibt ebenso offen und dies ist aus Foucaults Sicht eine für die Klassik charakteristische Situation. Dabei korrespondieren die Kategorien Ähnlichkeit und Imagination in der Weise, dass sie – weder eindeutig zum Menschen noch zur Natur gehörig – genau dieses dialektische Verhältnis von menschlicher Sekundärnatur und äußerer Natur, die für ihn sowohl zweckmäßig als auch unzweckmäßig ist beschreiben.²⁷ So ist die Repräsentation auch ein Ausweis des geschichtlichen Wesens des Menschen und der Unabgeschlossenheit seiner Erkenntnis, sowie die Ähnlichkeiten der Gegenstände der Natur auf ihre Dynamik und Vielfalt verweisen. Die Klassik geht zwar weiterhin von einer Analogie zwischen menschlicher und äußerer Natur aus, aber in anderer, systematischerer Form, als die früheren Epochen. Diese waren der Anschauung unmittelbarer verbunden, es fehlte ein selbstständiges Repräsentationssystem, die Abstraktion von den Gegenständen der Natur. Diese unmittelbare Subjekt-Objekt-Einheit verliert ihren Reiz, wird nicht länger beschworen und sogar despektierlich behandelt. Aber die Analogiebildungen hören auch in jüngerer Zeit nicht auf, die Imagination lässt sich nicht unterdrücken. Diese schreitet voran, immer unter Mitwirkung der Ähnlichkeitsbeziehungen, die materielle Grundlage für das Entstehen von Wissen und für seine wissenschaftliche Systematisierung bleibt. Das bedeutet auch, dass sich die empirischen Wissenschaften nicht losgelöst von den jeweiligen epochalen erkenntnistheoretischen Bedingungen fortentwickelt haben, sei es, dass sie auf die Ähnlichkeitsrelationen explizit Bezug nahmen oder zu ihnen auf Distanz gingen.

²⁷ S.h. dazu Elmar Treptow: Die erhabene Natur. Entwurf einer ökologischen Ästhetik. Berlin 2006.

Im klassischen Zeitalter steht, wie schon mehrfach gesagt das Interesse im Vordergrund, dass die sich entwickelnden empirischen Wissenschaften Ordnungsmerkmale annehmen. Dabei erhält im Gegensatz zu früheren oder späteren Epochen die Erforschung der Bedingungen der Empirie mehr Gewicht. Dies hat, wie schon gesagt der Positivismus für sich instrumentalisiert und den empirischen Bezug verunklärt. So versuchte der subjektiv-idealistische Sensualismus alte metaphysische Weltbilder wieder zu beleben. Die Ordnungen, die nun aber entworfen werden, haben sowohl eine Kategorie für einfache Elemente, die Mathesis, als auch für komplexe Größen, die Taxonomie mit ihren allgemeineren Gesetzmäßigkeiten.²⁸ M.a.W., das Zeichensystem erhält eine Ergänzung durch die Mathesis bzw. die Algebra. Beide, Mathesis und Taxonomia vermitteln zwischen der Empirie und den allgemeineren Gesetzen der Ordnungswissenschaft. Auf diese Weise spezialisiert sich das Zeichensystem für die Empirie. Die Mathesis bereitet die empirischen Daten für die Taxonomia auf. Beide verhalten sich also im günstigsten Fall wie Besonderes und Allgemeines. Das Zeichensystem orientiert sich an der Algebra und umgekehrt. Mit der Hinwendung zur Empirie wird das Repräsentationssystem zweistufig. M.a.W., für die der Empirie zugewandte Ordnungswissenschaft des klassischen Zeitalters ist der Einfluss der Mathematik auf das Zeichensystem charakteristisch. Die klassische Form der Repräsentation hat somit stark methodische Züge – gerade in Hinblick auf die mathematischen Verkürzungen. Während sich die Mathesis schließlich an Kategorien orientiert, bleibt die Taxonomie spekulativ und hieraus entsteht das Tableau als Sammelbegriff nicht nur für die Gegenstände der Erkenntnis, sondern auch für sämtliche menschlichen Lebensäußerungen. Auf diese Weise verbindet sich der Repräsentationsanspruch mit dem Ordnungsanspruch. Vermittels der Zeichen nehmen die Repräsentationen Form an und ihre Bezugnahmen werden bestimmter. So entstehen Tableaus für die Naturgeschichte, für die Ökonomie und die Grammatik, die sich weiterhin wechselseitig durch Analogiebildungen beeinflussen.²⁹ Ferner ist der Taxonomie die Genese als Strukturprinzip der räumlichen und zeitlichen Anordnungen subsumiert. Damit vollzieht sich über die Taxonomie die eigentliche Subjekt-Objekt-Vermittlung, sowohl von der erkenntnistheoretischen Seite her, wie in Hinblick auf die Gegenstände der Natur. Hiermit sind die Voraussetzungen für die Entstehung des klassischen Tableaus umrissen und dieses gibt den Impuls für die Weiterentwicklung der Wissenschaften, für die Verarbeitung des Wissens und die Erschließung neuer Gebiete. Fortan hat man es mit einer gegenständlichen Erscheinungsform der historischen, wissenschaftlichen Rationalität zu tun und sie diffundiert nicht mehr in alle Richtungen, wie die Ähnlichkeitsrelationen. Mit dem Tableau reflektiert eine Epoche erstmals ihre Methoden und ihr Systematisierungsinteresse. Das klassische Zeitalter begründet damit auch den Anspruch auf die Erkennbarkeit der Wirklichkeit. Schließlich erfolgt die Systematisierung zumeist aus der Perspektive der Grammatik und selbst die ökonomischen Systeme sind davon beeinflusst. Es stellt somit für diese Epoche keinen Widerspruch dar, wenn sich Grammatik, Ökonomie und Naturerkenntnis wechselseitig systematisieren und hier finden weiterhin Analogiebildungen und wechselseitige Anlehnungen statt.³⁰ Noch für Hegels *Wissenschaft der Logik* ist die Sprache das Mittel der Erkenntnis und er bedient sich ganz im Sinne des klassischen Zeitalters ihrer reflexiven Struktur. Selbst entlegene Gebiete werden – wenn auch aus heutiger Sicht fragwürdig – aufeinander beziehbar. Einerseits wird der Ordnungsanspruch auf diesem Wege vorangetrieben und verallgemeinert, andererseits bleibt er immer noch äußerlichen Merkmalen und Analogien verbunden. Dabei wirkt im Hintergrund der Gedanke einer göttlichen Harmonie nach. Die Vermittlung der oben genannten Ordnungsprinzipien wird im Laufe der weiteren Geschichte verblassen bis hin zum Auseinanderdriften zwischen den

²⁸ Die Ordnung der Dinge, S. 108.

²⁹ Ebenda, S. 110.

³⁰ Ebenda, S. 113.

späteren Natur- und Geisteswissenschaften. Andererseits will Foucault weniger eine Geschichte der Erkenntnistheorie vorstellen, als die Transformationen des menschlichen Denkens im Allgemeinen, sein Anspruch ist abseits der geschichtlichen Ordnungsprinzipien immer noch ein anthropologischer und dafür nimmt er eine gewisse Unschärfe in Kauf. Schließlich bleibt das Tableau ein historisches Schema der Subjekt-Objekt Beziehungen.

4.4. Die Rationalisierung der Repräsentation: Allgemeine und technische Grammatik.

4.4.1. Das kritische Wesen des klassischen Erkenntnisanspruchs.

Wie gezeigt wird in der klassischen Epoche die Sprache und damit die Erkenntnis autonomer – sie emanzipiert sich. Die Repräsentation modifiziert sich zur Reflexionsstruktur des Denkens; dabei steht weniger der Bezug auf das Objekt – auf die gegenständliche Welt als die Konstitution eines selbstbezüglichen Subjekts – des Selbstbewusstseins im Vordergrund. Die Vielfalt der Kommentare schwindet und die Sprache wird fortan auf ihren Zweck und Nutzen hin analysiert. Foucault beschreibt nun den Übergang von einer deskriptiven Sprache zur Kritik.³¹ Diese wird zur methodischen Vorlage für die Einzelwissenschaften, indem sie sowohl den Anspruch auf den Wahrheitsstatus der Dinge, wie auf den der Sprache erhebt. In der *Beziehung auf Anderes* reflektiert sich die Sprache selbst und dies ist auch das Modell von Hegels *Wissenschaft der Logik*. Hinter der aktualisierten Form der Repräsentation mag das klassische Streben nach einer ausgewogenen Beziehung von Form und Inhalt stehen. Doch die Kritik spezialisiert sich nun in vierfacher Weise: Als metaphysischer Impuls beginnt sie zunächst dem allgemeinen Wesen der Begriffe zu misstrauen, historische Deduktionen und Induktionen werden damit hinterfragbar. Sodann untersucht sie die sprachlichen Strukturen selbst auf die adäquate Repräsentation von Subjekt und Objekt darin. Ferner geht von der Kritik eine innovative Kraft für die Wissenschaften aus, der kritische Diskurs wird Avantgarde. Schließlich tritt sie mit einem anderen Wahrheitsanspruch auf und hat im Gegensatz zu den früheren Beschreibungsformen, die von ihrem Ursprungstext nicht loskamen immer nur vorläufigen Charakter. Aus Foucaults Sicht konkurrieren deshalb beide Haltungen (die deskriptive und die kritische) miteinander, sie problematisieren das Subjekt-Objekt-Verhältnis, ohne zu einer vollständigen Lösung durch zu dringen.

Für den rationaleren Charakter der Sprache der klassischen Epoche werden, wie schon gesagt die logischen Beziehungen relevant. Zunächst einmal unterstützt sie die Erinnerung, wiederholbare allgemeine Vorgänge, kausale Beziehungen werden darstellbar. Nun stellen zwar die Worte eine gemeinsame Bezugsgröße dar, der damit verknüpfte Sinn ist jedoch an das Individuum gebunden. An die Sprache tritt damit ein Gewährleistungsanspruch, die Repräsentation muss eindeutig und nachvollziehbar werden. Zwischen Denken und Sprache, zwischen dem Subjekt und seiner konkreten Mitteilung besteht jedoch ein Bruch, den die Sprache durch ihre entsprechenden Transformationen und Anpassungsleistungen zu überwinden versucht. In die bisher hybride Form der Repräsentation wird die Sukzession nur schwer integrierbar. Dem Totalitätsanspruch der Ersteren steht der Ordnungsanspruch der Letzteren entgegen. Überhaupt können die Gedanken nicht durch feste Grenzen bestimmt werden, ihre Äußerung wird aber protokolliert, denn die Sprache betritt Raum und Zeit und geht damit über die historischen Formen der Repräsentation hinaus. Der Gegensatz von Gedanken und Sprache wird so mit dem von Kontinuum und makroskopischer Welt vergleichbar. Die Sprache muss auf eine Unschärfe verweisen, der Foucaults Interesse gilt, auch wenn sie fortwährenden Systematisierungen unterliegt – diese bleiben immer nur Annäherungen an das Denken. Was sich hier artikuliert, ist stets der Diskurs, während es zum Denken keinen Zugang gibt. Für diese metaphysische Bestimmung der Erkenntnis entsteht eine Vielfalt von Diskursen, welche der menschlichen Handlungsfähigkeit einen

³¹ Ebenda, S. 116.

unterschiedlichen Stellenwert beimessen. Gerade dieser Umstand, so Foucault, erschwert das Erlernen von Sprachen.³² Doch die Alltagssprache steht der Repräsentation noch näher als die formalisierten Wissenschaftssprachen. Sie ist immer schon Abbild eines verborgenen Urbildes, um die Hierarchieebenen dieses metaphysischen Systematisierungsanspruchs, die *allgemeine Grammatik*, hinter deren Deutungshoheit Foucault sich stellt, kenntlich zu machen. Dementsprechend wird die Erfindung der Sprache im 18. Jahrhundert selbst zum metaphysischen Akt verklärt, Foucault spricht von einer spontanen Wissenschaft und es bietet sich der Vergleich mit Adam Smiths zeitgenössischer *invisible hand* an. Anders gesagt: Die allgemeine Grammatik tritt aus der Höhle heraus und wird wegweisend für die sich entwickelnde Philosophie. Die Sprache, das ist das Reden über den Abgrund des Denkens, über dieses Kontinuum, wie es einer fortwährenden Falsifikation durch die allgemeine Grammatik unterliegt. Diese unterwirft die Sprache Systematisierungsregeln und unterteilt sie wiederum in Disziplinen: Eine untersucht ihre Werkzeuge, eine ihre logischen Verknüpfungen. Erstere, die Rhetorik verschafft der Sprache Raum, Letztere, die Grammatik im technischen Sinne untersucht die Bedingungen der Sukzession.

Die allgemeine Grammatik entspringt, wie gesagt einem metaphysischen Impuls, wenn sie die Geltungsbedingungen der Sprache und damit die Autonomie der gegenständlichen Wirklichkeit hinterfragt. Sie teilt sich die Erschließung des Zugangs zur Wirklichkeit dualistisch mit der technischen Grammatik. So verweist der Diskurs immer schon auf die Erscheinungswelt und hat sich von jenem unzugänglichen Urgrund entfernt. Die allgemeine Grammatik beansprucht nicht, große Erzählung zu sein, vielmehr ist sie als Metaphysik, wie schon gesagt allenfalls die Kritik daran. Das Kontinuum des Denkens und des Seins bleiben unzugänglich, somit hat die allgemeine Grammatik nur den Bruch zu konstatieren und gibt Strategien, Skizzen für eine Ordnung an die Hand.

M.E. treibt Foucault den universalen Anspruch auf die Einheit der Erkenntnis vor sich her, beschwört ihn aus früheren Epochen herauf, um ihn eine Zeit lang neben die Diskurse und seine historischen Ordnungen zu stellen. Hier bleibt die Gemengelage der Universalien zunächst unabgegrenzt, bis sich die große Erzählung wieder verflüchtigt und in den Hintergrund geschoben wird. – So zieht sich stets dasselbe Spiel durch die *Ordnung der Dinge*. Die allgemeine Grammatik bleibt der Kritik verpflichtet. „Universell“ im Sinne von epistemisch ist der Dualismus, die Kritik verspricht einen differenzierten Ordnungsanspruch, eine analytischere Durchdringung der Sprache bzw. Aufbereitung der Erkenntnis. Foucault veruniversalisiert jedoch nur den Anspruch der Kritik, der Metaphysik, er führt den Universalienstreit nur in pompöser Weise vor, um letztlich doch der Metaphysik die Deutungshoheit zu erteilen. Dabei mystifiziert er das Subjekt in seiner unzugänglichen Spontaneität und Vorstellungswelt. Jede Bemühung um eine große Erzählung, um den so denunzierten Anspruch auf die Einheit der Erkenntnis wird als Selbsttäuschung deklariert, die den Menschen auf die allgemeine Grammatik zurückwirft. Dementsprechend bleibt der universale Diskurs brüchig, sein ideologischer Charakter ist stets vorläufig und zerfällt vor dem uneinsehbaren Hintergrund der allgemeinen Grammatik, vor der Schwelle, die dem Denken anzeigt, dass es sich nicht selbst erfassen kann – Widerspruch von Totalität und Sukzession (S.119).

Der universale Diskurs ... „*Dieser gemeinsame Nenner, diese Begründung aller Erkenntnisse, dieser in einem kontinuierlichen Diskurs manifestierte Ursprung ist die Ideologie, eine Sprache, die den spontanen Faden der Erkenntnis seiner ganzen Länge nach redupliziert.*“³³

³² Ebenda, S. 120.

³³ Ebenda, S. 122.

Die universale Sprache bleibt die allgemeine Grammatik, der universale Diskurs erkennt den relativen Status seines Wissens an – doch der damit verbundene performative Widerspruch geht in den breiten historischen Ausführungen und Vergleichen unter.

Die Sprache wird in der Klassik, wie gezeigt zum Medium der Erkenntnis; sie hat die Visualisierungsprozesse der Ähnlichkeitsbeziehungen hinter sich gelassen. Dabei ist aus Sicht von Foucault Sprache aber nicht unmittelbar mit Erkenntnis gleichzusetzen, sondern Letztere teilt sich in der Sprache mit. Während jedoch die Sprache in unmittelbarer Beziehung mit der menschlichen Natur steht, entwickelt sich das Wissen mit der weiteren Heranbildung der Sekundärnatur. Einerseits sind die Sprachen so nur Träger des Wissens, andererseits protokollieren sie auch seine Entwicklung – sie generieren das Wissen im Entwurfsstadium, organisieren es oder führen es seiner Verwerfung zu. Foucault tendiert hier deutlich zu einer Überwertung der Sprache, demnach soll diese das Wissen einer kulturellen Gemeinschaft speichern. Das ist m.E. aber nur zutreffend, wenn man sich auch mit ihren inhaltlichen Aspekten beschäftigt. Ansonsten führt dieser Formalismus der Grammatik in eine inhaltsleere Debatte, die die Sprache einseitig verabsolutiert und letztlich sogar ihren Vorrang vor dem Wissen beschwört. Die rein grammatikalische Perspektive ist überlebt, eine linguistische wie sie Foucault hier anstrebt nicht mehr zeitgemäß. Denn dahinter steht m.E. eine metaphysische und erkenntnisfeindliche Haltung. Schließlich lässt es sich auch nach den bisherigen Ausführungen nur schwer rechtfertigen, dass die Klassik eine derartige Haltung zur Erkenntnis einnahm. Foucault erwartet sich vom Paradigma der allgemeinen Grammatik eine diskursive Behandlung der Wissenschaften. Das Wissen soll entzerrt werden, seine monolithische Gestalt verlieren, schon indem die Allgemeinbegriffe geschwächt werden. Ob das Wissen jedoch auf diese Weise zugänglicher wird, bleibt offen. So sucht er einen der Renaissance vergleichbaren Zustand zu schaffen – er strebt nach der Permissivität der Sprache, wie sie eine poetische Programmatik begründen könnte. Doch es entsteht ein widersprüchlicher Eindruck von der klassischen Epoche, wenn im Nachhinein stets an den Ähnlichkeitsrelationen der Renaissance Maß genommen wird. Auch bleibt eine so konzipierte Wechselwirkung von Sprache und Wissen fraglich. Der unbestimmte, mystische und vieldeutige Charakter der Sprache der Renaissance wäre unter heuristischen und ästhetischen Aspekten interessant gewesen, die Foucault jedoch gerade hier in seiner formalistischen Diskussion der Wirkungsgeschichte der allgemeinen Grammatik ausblendet.

Einerseits wird nun die Balance in der Subjekt-Objekt-Beziehung für die klassische Epoche geltend gemacht, schon aus der Notwendigkeit heraus, den Zeichen einen allgemeinen und verbindlichen Status zuzuweisen. Denn die Wissenschaft, so Foucault, bemächtigt sich der Sprache und diese wiederum ist erste Orientierungssuche, führt auf das Wissen hin.³⁴ Überhaupt verliert das Wissen im Laufe der Geschichte seinen esoterischen wie gesellschaftlich exklusiven Status. Dabei wendet sich die klassische Epoche, wie schon gesagt explizit den Einzelwissenschaften zu. Was hier gegenüber späteren Epochen die erkenntnistheoretischen und einzelwissenschaftlichen Verallgemeinerungen befördert, ist die Kommunikation, die Sprache spielt eine eminent wichtige Rolle.

Andererseits hat jede Epoche ihre eigene Sprache und diese wiederum einen mehr oder weniger bildlichen Charakter, der Ordnungsanspruch bleibt fließend.

Wenn man somit *die Ordnung der Dinge* charakterisieren will, so muss man von der Sprache sprechen. Im Laufe der Geschichte treten die Sprachen aus ihrem hermetischen religiösen Kontext heraus und werden enttabuisiert. Sie wählen ihre Bezugnahmen frei und gehen nicht einfach geschichtlich auseinander hervor. Aus Foucaults Sicht sind die Verwandtschaftsgrade gegenüber ihren autonomen und verschiedenartigen Strukturierungen nachrangig, so

³⁴ Ebenda, S. 127.

artikuliert sich in jeder Sprache ein anderer Wirklichkeitsbezug. Die älteren Formen wahren ihren deskriptiven Charakter und ihre vieldeutigen Bezüge, in den jüngeren steht der analytische Zug im Vordergrund, eindeutige Typologien gibt es jedoch nicht, Wechselwirkungen und Überschneidungen sind selbstverständlich. Sie existieren nicht losgelöst, sondern sind Teil geschichtlicher Gemengelagen. Die allgemeine Grammatik fragt nur metaphysisch nach den Bedingungen ihrer Möglichkeit, sie orientiert sich nicht an den unmittelbaren Entstehungsbedingungen der Sprachen. Sie begründet keine vergleichende Sprachwissenschaft, sondern versucht die erkenntnistheoretische Rolle der Sprache in den verschiedenen Kontexten zu bestimmen. Sie fragt nach dem Wesen des Diskurses und bestimmt die Sprachen als Diskurse. Dabei stellt sich die Frage nach der Beziehung vom Denken zur Sprache jeweils neu. Man könnte die allgemeine Grammatik auch als Metatheorie der Sprache bestimmen, die die Frage der Repräsentation, so Foucault stets neu stellt. D.h.; in der allgemeinen Grammatik artikuliert sich das Verhältnis der jeweiligen Sprache zur Wirklichkeit, der Wahrheitsanspruch geschichtlicher Subjekte, wie sie z.B. Hegel beschreibt. Doch eine damit verbundene, entsprechend in sich geschlossene Entität wie die „Volksgeister“ würde Foucault nie zulassen. Die Frage nach der Repräsentation ist für ihn eine offene, nur diskursiv zu behandelnde. Es gibt keine verbindliche Form, die Bedingungen der Erkenntnis zu beschreiben, wengleich die allgemeine Grammatik die Satzstrukturen daraufhin analysiert. Die Repräsentation bleibt somit in diesem Abschnitt vor allem eine Formfrage. Dennoch, so Foucault ist die allgemeine Grammatik sowohl der Beziehung der Wörter zu den Gegenständen, als auch der Sprache zum Denken verpflichtet.

„Die allgemeine Grammatik meint keine Gesetze aller Sprachen, sondern will der Reihe nach jede Einzelsprache als Artikulationsmodus des Denkens über sich selbst behandeln. In jeder isoliert genommenen Sprache gibt sich die Repräsentation „Merkmale.““³⁵

Repräsentation ist Hegels Selbstbewusstsein oder Reflexionsbewegung. Doch Foucaults Weltgeist ist ein pluraler, vielgestaltiger, der sich einem geschichtlichen Progress nicht einfach subsumieren lässt. Wenn mit dem Repräsentationsanspruch die Frage nach den Bedingungen der Erkenntnis, wie sich also das Denken denkt verbunden ist, so korrespondieren ihm auf der Erscheinungsseite die verschiedenen sprachlichen Strukturen, die Beziehungen der Wörter, das was eine Sprache als eine solche ausmacht. Hier zeigt sich wieder das anthropologische und archäologische Interesse Foucaults. Auch im bloßen ursprünglichen Schreien muss sich etwas Allgemeines manifestieren, das der Reflexionsstruktur, dem Repräsentationsanspruch korrespondiert. Ein Schrei wird nur Sprache, wenn er wiederkehrend und stets dasselbe bezeichnet. Wie auch Hegel feststellt, reicht das bloße Begehren eines Gegenstandes dafür nicht aus, zur Repräsentation gehört, dass sich das Subjekt in Bezug auf ein Objekt reflektiert, sein spezifisches Verhältnis zu ihm artikuliert. Ohne ein Selbstbewusstsein kann keine Sprache entstehen, für Marx ist es die Arbeit, das Zusammenwirken von Subjekt, Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand, das den Menschen von der Biene als Baumeisterin des Bienenstocks unterscheidet, Foucault spricht nicht von einer entstehenden, geschichtlich homogenen Sekundärnatur, sondern von einer teilweise auch simultanen Gemengelage von Diskursen. Minimalbedingung einer Satzstruktur ist, dass die Beziehung von Subjekt und Objekt darstellbar wird, sei es affirmativ oder negativ. Ohne ein Hilfsverb kann auch historisch gesehen kein Satz entstehen.

4.1.2. Die formalen und logischen Strukturen des Diskurses.

Die Verben, so Foucault, begründen den Diskurs.³⁶ Am Verb entsteht die Repräsentation, der innere Zusammenhang von Subjekt und Objekt. Mit den Verben, dem Tun, der Arbeit wird

³⁵ Ebenda, S. 130 f.

³⁶ Ebenda, S. 133.

die menschliche Sphäre betreten, insofern diese implizit ein Urteil enthalten. Alle Verben lassen sich auf das Hilfsverb *sein* zurückführen. Dieses bildet den Kernbaustein der Sprache, es ist die Grundform aller Repräsentationen, wie sie Subjekt und Objekt verbinden. Dabei muss deren Wahrheitsgehalt oder die Existenz nicht feststehen, der Modus ihrer wechselseitigen Repräsentation ist nachrangig. Das Hilfsverb repräsentiert die Erscheinungsformen der Welt, doch deren Wahrheitsstatus (der bleibende Abstand zum Denken), der Ursprung der Repräsentation bleibt uneinsehbar. Wenn jedoch die allgemeine Grammatik mit der Ausbildung der syntaktischen Strukturen und der Entwicklung der konkreten, technischen Grammatik in den Hintergrund tritt, verliert auch das Verb seine dominante, beziehungsstiftende Bedeutung. Die Frage nach dem Ursprung der Sprache und dem Verb als Träger der Repräsentation wurde in der jüngeren Geschichte ausführlich diskutiert, sie wird immer wieder mal virulent und Foucault bezieht in seine Analysen auch Hegel ein, der die Wirklichkeit noch aus der Sprache deduziert.

Um das Verb, von dem das Urteil ausgeht gruppieren sich nun die Namen, die entweder zum Urteil, oder zum Beurteilten gehören; zum Verb, das die Repräsentation initiiert gehören auch die Gegenstände der Repräsentation.³⁷ Die Zuordnung von Namen unterliegt aber nun Einschränkungen, Klassifizierungen sonst wäre die Attribution beliebig und würde ihren Sinn verfehlen. Sage ich: Das Kleid ist schön, beziehe ich mich auf die Klasse aller Kleidungsstücke, die Kategorien der Identität bzw. des Unterschiedes kommen zur Anwendung. So entsteht die Sprache am variablen Allgemeinheitsgrad der Begriffe, sie reduziert nicht nur die Vielfalt der Namen, sondern spezifiziert sie auch, die Ordnung ist stets im Prozess befindlich. Die Sprache lebt, indem sie sich sortierend betätigt und hier Raum und Zeit beansprucht.

Dabei zeigt sich noch einmal die Bedeutung der Taxonomie. Historisch wird zwischen einer vertikalen Form der Ordnung, und einer horizontalen, der Subsumtion und Beiordnung von Adjektiven zu den Begriffen unterschieden. Man kann die ursprüngliche Taxonomie auch mit einem Koordinatensystem vergleichen. Demgegenüber ist die Sprache ein lebendiges Gewebe, in dem die vertikale und die horizontale Gliederung auch mal abwechselnd im Vordergrund stehen können. Die Sprache optimiert die Bezugnahmen, strebt nach Eindeutigkeit und vermeidet Redundanz, weshalb die starren Ordnungsprinzipien der Taxonomie variabel werden. Durch die Sprache wird die Repräsentation moderiert, dabei folgt sie keinem starren, von der Repräsentation vorgegebenen Schema. Wenn das Denken sich nicht selbst denken kann, so schafft die Sprache seinen „menschlich beschränkten“ Zuschnitt:

„Der Satz ist eine Repräsentation. Er gliedert sich auf gleiche Weise, wie diese, aber er vermag die Repräsentation auf die eine oder die andere Weise zu gliedern, die er in Diskurs transformiert.“³⁸

Über die unmittelbar verbindende Funktion des Verbs muss nun die Sprache hinausgehen und zwischen Hierarchieebenen und Bezügen differenzieren. Das syntaktische Gefüge wird autonomer, auch weil zunehmend formale, syntaktische und logische Beziehungen im Mittelpunkt stehen. Das bedeutet für die allgemeine Grammatik, entweder Zugeständnisse gegenüber dem Wahrheitsanspruch auf die Erkenntnis der Wirklichkeit zu machen, oder ganz in den metaphysischen Anspruch zurückzugehen und diesen zu verabsolutieren. Doch gegenüber der Allgemeinen tritt nun die technische Grammatik der Erscheinungswelt, die für ihre Satzgliederung räumliche und zeitliche Bedingungen sowie Abhängigkeitsverhältnisse geltend macht immer mehr in den Vordergrund. Als regelrechte Maschinen bemächtigen sich die Sprachen der Satzstrukturen und gliedern sie entsprechend räumlicher und zeitlicher

³⁷ Ebenda, S. 136 f.

³⁸ Ebenda, S. 139.

Bedeutungsfunktionen. Die Syntax wird in ihrer Gestaltgebenden Funktion eigenständig und nimmt – das ist eine neue Wendung verbindlichen Charakter an. Das war nicht selbstverständlich, nachdem die Verfahren der Analyse und der Zuordnung im 18. Jahrhundert weitläufig und spekulativ waren. Immer wieder geht Foucault diesen älteren Formen der Bezugnahmen nach, weil sie differenzierter erscheinen und auch in historischer Hinsicht aufschlussreich sind. Einerseits wird so der Reichtum der Sprache erschlossen, ihre etymologischen Bezüge, ihre onomatopoetischen Qualitäten werden sichtbar gemacht, aber sie wird auch verkultet. Foucault sucht nach einer Ursprache, die die Modalitäten jenseits der grammatischen Möglichkeiten zum Ausdruck bringt, die in ihrer Befähigung zur Deskription konkrete Bezüge wieder aufleben lässt. Die Ordnungsfunktion der Sprache wird stets hintertrieben um die verschütteten Möglichkeiten einer poetischen Sprache und Methode aufzudecken und er nimmt dafür einen archaischen Mystizismus in Kauf. Die Sprache wird Geräusch, Gesang und Foucault entfesselt ihre poetologischen Möglichkeiten nicht nur stets aufs Neue, um weiterhin ihren repräsentativen Grundzug nachzuweisen. So wird sie mit Musik vergleichbar, die Quelle der Poesie ist schier unerschöpflich, wenn man auch bereit ist, bestehende Bedeutungen und Begriffe fallen zu lassen oder zu dekonstruieren. Dabei wird stets die andersartige Authentizität und Autorität der Sprache beschworen, die hinter der rational-syntaktischen Ordnung freigelegt wird. So lösen sich hier zwei ganz verschiedene Interessen, die an die Sprache herangetragen werden voneinander ab und Foucaults archäologische Methode lässt sich als Erschließungsprojekt inmitten dieser Divergenzen beschreiben, wobei die Frage nach der Priorität der Ordnungen offen gehalten wird. Dabei bleiben historischen Zuordnungen nachrangig. Foucault bleibt ein Erzähler, welche Haltung er auch immer zur großen Erzählung einnehmen mag.

Hier wird die Sprache mit einem ästhetischen Konzept vergleichbar, welches die Wissenschaftssprache konterkariert. Sie wird vorrangig als Medium menschlicher Authentizität und Wirklichkeit betrachtet, man kann sie nicht aufhalten, sie läuft aus sich heraus. Doch ihre rationale und ihre literarische Form überlagern sich oft, besonders in der klassischen Epoche. In ihrer gemeinten literarischen Form vermag sie die Dinge zu umschlingen, die Sprache ist der Duft, der die Dinge umfängt, sie aber auch kondensiert. Diese Unterschicht bildet erst die Voraussetzung für die formalen und logischen Zuschreibungen. Die Sprache entrollt sich gewissermaßen auf zwei Ebenen: sowohl hinsichtlich der logisch-formalen Strukturierung, als auch von ihrer ursprünglichen Seite her. Durch beide Ebenen drückt sich der Leib-Seele Dualismus aus, aber auch ihre Wechselbeziehung. Foucault lokalisiert den Ursprung der Sprache damit weniger historisch, als anthropologisch. Als Sprache überhaupt, Mitteilungsbedürfnis sowie als System von Zeichen, das von den Gegenständen abstrahiert – damit nimmt Foucault eine genetische Perspektive ein. Die Sprache entsteht somit, wie schon mehrfach gesagt an der Entwicklung unserer geschichtlichen Sekundärnatur, sie ist mehr als die unmittelbare Artikulation eines Begehrens bzw. einer unmittelbaren Gefühlsregung. Aus den damit verbundenen Gesten entwickeln sich die Zeichen, denn schon die Ersteren müssen verständlich und damit generalisierbar sein. Die französischen Philosophen der Aufklärung betonten jedoch den Bruch, den Abstand der Sprache zu rein körperlichen Regungen. Nach den weiteren Ausführungen sind für diese Distanznahme der freie Wille und damit verbunden der zeitliche Abstand zur unmittelbaren Empfindung charakteristisch, sowie die Bemühung um eine allgemeinverständliche Formulierung der Absicht gegenüber den anderen Individuen einer Gemeinschaft. Für die Sprache als Repräsentationssystem müssen die Äußerungen schließlich wiederholbar sein. Sie wird somit nicht fertig vorgefunden, sondern entsteht, insoweit die Zeichen die genannten Kriterien der Repräsentation erfüllen müssen. In der Gebärdensprache haben sich die Äußerungen noch nicht von den unmittelbaren Bedürfnissen abgelöst, die Distanznahme ist noch nicht vollzogen. Die Dialektik zwischen Primär- und Sekundärnatur ist hier noch sichtbar. Nun weisen die Philosophen der Aufklärung darauf hin, dass es keine

exakten Nachbildungen der Natur geben kann. Dabei favorisieren sie einseitig eine rationalistische Semiologie. Für sie ist die Sprache immer schon ein künstliches System – so wird der dualistische Abstand zur Natur betont. Aus Foucaults Sicht spricht jedoch die Gebärdensprache als Ausdruck der menschlichen Evolution gegen eine solche Verabsolutierung. Als Urform der Sprache verfügt sie über Ausdrucksmittel, die über vielfältige Vergleichsstadien auf den konventionellen Zeichenbestand reduziert werden. Einerseits wird damit der Vermittlungsstatus der Gebärdensprache deutlich. Andererseits schließt die Natur die Analogiebildungen aus, schon insofern sie selbstständig bleibt. Doch das dialektische Wesen der Gebärdensprache erklärt sich für Foucault auch aus der Abkunft der Wortwurzeln, wie sie für die klassischen, vor allem afroasiatischen Sprachen typisch sind. So steht der onomatopoetische und synästhetische Charakter vieler Wortwurzeln der Gebärdensprache nahe. Ihre Laute und deren Zuweisungen zu konkreten Gegenständen begründen bereits eine konventionalisierte Ähnlichkeitsrelation. Damit bildet die Gebärdensprache die materielle Grundlage, den Fundus der konventionelleren Sprachstufen. Sämtliche menschlichen Sinnesorgane und Äußerungen werden beteiligt, der Stimme kommt mit ihrer nachahmenden Fähigkeit eine herausragende Bedeutung zu. Die Filiationen der Wortwurzeln folgen einem Sparsamkeitsprinzip; es gibt ihrer nicht so viele, aber die Möglichkeiten ihrer Flexion sind sehr zahlreich und differenziert. (Das Arabische z.B. kennt 10 Formen der Modalitäten eines Verbs, das Mittelägyptische kennt hochkomplexe Formen der Bildung von Relativsätzen.) Diese genealogische Form des Aufbaus einer Sprache, wie sie sich für vergleichende Sprachstudien und Analysen geradezu anbietet, wurde schon von den Sprachwissenschaftlern der Aufklärung entdeckt; Theologen müssen sie ohnehin bis heute beherrschen. Die Entfaltung der Verkettungen beschreibt Foucault jedoch absteigend, von den Filiationen her. Mit Hilfe dieses „umgekehrten Baummodells“ als Ordnungsprinzip lassen sich auch Brüche in den Entwicklungsstufen der Sprache nachvollziehen und Foucault macht nicht nur die zeitliche, sondern auch die räumliche Extension der Sprache geltend. Schließlich zeigt sich am Rückblick auf die Sprachwurzeln, dass sich die Sprache über die Bedeutungen konstituiert und hier wird wieder das archäologische Moment von Foucaults Methode deutlich.³⁹

Grundsätzlich sucht sich die Sprache den kürzesten Weg zur Verständigung, sie optimiert ihre Mittel, wobei die kulturellen und klimatischen Umstände maßgeblich sind. Wenn sich jedoch über die Bedeutungen nicht nur die Entstehungsgeschichte der Sprache rekonstruieren lässt, sondern auch die unmittelbaren Beziehungen der Gegenstände zueinander, so lässt sich damit verbunden auch die jeweils epochale Sichtweise auf die Kausalbeziehungen erschließen. Foucault verweist nun auf den Unterschied der ikonographischen und der alphabetischen Schriftsysteme, sie haben ihren Ursprung in einer sowohl visuellen, als auch lautlichen Orientierung.⁴⁰ So eindeutig, wie Foucault den Gegensatz geltend macht, ist er jedoch nicht, so kombiniert beispielsweise das Mittelägyptische die Piktogramme mit einzelnen arbiträren Zeichen bzw. Phonemen. Diese „visuelle Schrift“ verfügte als reine Kunstsprache mit hermetischem Charakter über differenziertere Ausdrucksmöglichkeiten, als z.B. die heutige gesprochene deutsche Sprache. Auch die Vielfalt der literarischen Gattungen der ideographischen Sprachen wird von Foucault unterbewertet. Die alphabetischen Schrifttypen zu bevorzugen bedeutet, immer einseitig die Abstraktion von den Gegenständen um einen damit verbundenen Dualismus geltend zu machen. Selbst wenn sich in der Repräsentation zunächst das Denken darauf befragt, wie es zum Denken und seinen Inhalten gelangt, wenn die Metasprache den Status der Erkenntnis hinterfragt, so schließt dies doch den Bezug auf die bewusstseinsunabhängige Wirklichkeit, wie immer er sich auch darstellt, nicht aus, sondern selbstredend ein. Schließlich sind die Möglichkeiten, vermittels der bildlichen

³⁹ Ebenda, S. 151.

⁴⁰ Ebenda, S. 153.

Darstellungen Rückschlüsse auf Mythen und religiöse bzw. kosmologische Vorstellungen zu ziehen, nicht zu unterschätzen. Doch die Hybridität der Bildhaftigkeit steht aus Foucaults Sicht nicht nur der Entwicklungsfähigkeit von Sprachen entgegen und hier handelt es sich um ein grundsätzliches Problem. Die Weltbilder, wie sie an den Ähnlichkeitsrelationen im unmittelbaren Sinne festhalten bleiben unbeweglich, sie behindern die Innovation und die Entwicklung der Wissenschaften. Vielfach werden die klassischen Sprachen der monotheistischen Religionen tabuisiert, entsprechend wächst der editionsgeschichtliche und normative Apparat an den Rändern der Urtexte und die exegetischen und ideologischen Auseinandersetzungen darum. Hier bleibt die Geschichte ein unzugänglicher Abgrund. Aus Foucaults Sicht löst sich die Fixierung auf bestimmte tradierte Inhalte und Vorstellungen erst mit der Entstehung der Buchstabenschrift. Die verdinglichte Form der Repräsentation hört auf, die Sprache wird der Analyse zugänglich und das Denken flexibilisiert sich. Die mit der Buchstabenschrift verbundene Vereinheitlichung der Sprachen optimiert deren Bezugnahmemöglichkeiten und trägt zu ihrer Verbreitung bei. Erst mit der Abstraktion von den Ideogrammen emanzipiert sich das Denken. Foucault zeigt hier, wie die Sprache das Erkenntnis- und Erinnerungsvermögen vertieft und dennoch wie ein zusätzliches Sinnesorgan wirkt, insofern sie zu den räumlichen und zeitlichen Verknüpfungen anregt.⁴¹ Die Erkenntnisbildende Funktion steht dabei umso mehr im Vordergrund, je mehr die Sprache verschiedenartige Dinge zusammenfasst. Ein markantes Zwischenstadium der Verallgemeinerung bilden dabei die rhetorischen Figuren. Allgemein orientiert sich die Sprache, wie schon gesagt bei der Herausbildung ihrer Strukturen an der dem Menschen zugänglichen makroskopischen Kausalität. Während dabei das Bild einen bleibenden Eindruck hinterlässt, der die vielfältigen Verknüpfungen der Sprache möglich macht, vergeht der Klang. Umgekehrt müssen die Bilder auch durch den lautlichen Ausdruck in Bewegung geraten.

Zusammenfassend skizziert Foucault das Wesen der Sprache an vier Kriterien: So stand die *Gliederung* für die sinngebende Funktion des Satzes. Die *Bezeichnung* wirkte ihrem Zerlegungsimpuls entgegen. Die *Derivation* beschreibt die räumliche und zeitliche Entfaltung der Sprache, dennoch bleibt die *Struktur des Satzes* für sie unverzichtbar. Die Aspekte wirken nun aber nicht nur an den Rändern der Sprache, sondern korrespondieren miteinander. So bleiben die Sukzessionen an die Bedeutung, die Gliederung gebunden. Dieser Querverbindung innerhalb des Sprachvierecks der genannten Wesensmerkmale wirkt die der Urteilsbildung (Satz und Bezeichnung) entgegen. Hier stehen die syntaktischen Beziehungen im Mittelpunkt – und damit verbunden die Subjekt-Objekt-Beziehung überhaupt. So beschreibt nun die eine Diagonale die Gestaltungsfähigkeit der Sprache hinsichtlich Bedeutung und Sukzession, die andere gibt dem Impuls der Repräsentation Gestalt. Aus Foucaults Ausführungen ist nicht nur ersichtlich, dass sich die Tableaus an der Sprache entwickeln, sondern auch, dass sie selbst die Vorlage aller Tableaus bildet. Sprache ist demnach als Entität zu sehen, die sich sowohl ausdehnt, als auch Strukturmerkmale hat.

Sie kann bei aller Flexibilität nicht ins Beliebige steuern, denn der Impuls zur Repräsentation und damit verbunden zur Erkenntnis lässt sich nicht unterdrücken. Foucault verweist aber auch stets darauf, dass die Geschichte der Sprache und der Theoriebildungen um sie stets positivistischen Einflüssen unterliegt, welche die Allgemeinbegriffe in Frage stellen. So bleibt der Anspruch auf Repräsentation nie unumstritten.

Foucault ist, wie vielfach deutlich wurde an der Freilegung einer bedeutungsoffenen Subjekt-Objekt-Vermittlung gelegen; an der poetischen Selbstzweckhaftigkeit der Sprache, die er dem rationalen Umgang mit ihr entgegenhält.

⁴¹ Ebenda, S. 156.

Aus den genannten Gründen will er auch keine sprachgeschichtlichen Entwicklungen rekonstruieren, seine archäologische Methode legt historische Schichten frei und lässt widersprüchliche Gemengelage nebeneinander bestehen. Vielmehr ist Foucault daran interessiert, wie sich über die Sprache Erkenntnis konstituiert. So sucht er auch nicht nach linguistischen Verallgemeinerungen, sondern der Rationalitäts-Anspruch wird fortwährend unterlaufen, hintertrieben, womit er auch eine metaphysische Verweigerungshaltung in Kauf nimmt. Deshalb geht Foucault mit dem Sprachviereck auf die Grenzen der sprachlichen Determinierungen aus, die ihrerseits nur in ihrem netzartigen Zusammenhang gesehen werden können. Dabei verzichtet er nicht auf die Angabe notwendiger konstitutiver Sprachelemente, wie den Satz. Sprache gewährleistet damit das Erinnerungsvermögen und bedingt in ihrer räumlichen und zeitlichen Entfaltung das Denken. Sie hinterfragt sozusagen in ihrem Fluss, in ihrem Prozess ständig die Bedingungen des Denkens. Sie setzt voraus, dass aus der unmittelbaren Anschauung Vergleiche angestellt und Schlüsse gezogen werden können wobei die Problematik bleibt, dass sich an der Sprache das Denken manifestiert, dass wir in einer Welt der zu Spät-Gekommenen leben. Insofern spielt die Kategorie der Ähnlichkeit für Foucault über alle Epochen hinweg eine prominente Rolle. Dabei geben die Diskurse der großen Variationsbreite der Ähnlichkeitsbeziehungen nur Gestalt. Hier zeigen sich die Vielfalt und die Modifikationsmöglichkeiten der Sprechakte. Was somit Foucault in diesem Abschnitt der *Ordnung der Dinge* beschreiben will, ist der Übergang der Ähnlichkeitsbeziehungen in die deterministischere Satzstruktur.⁴² Wenn die Sprache das Denken handlungsfähig macht, so schließt dies zumindest für die Klassik das Bekenntnis zur Erkennbarkeit der Wirklichkeit ein. In den Ontologien des ausgehenden 18. Jahrhunderts leben somit die Taxonomien und ihr Bestreben, einem Subjekt ein Objekt zuzuweisen – das Repräsentationsbedürfnis fort.

Dabei folgt die Sprache, wie gesagt dem Impuls der Repräsentation; sie will etwas bezeichnen und die ihr dabei entgegengebrachte Erwartungshaltung orientiert sich am Namen. Sie bildet keinen starren beschränkenden Rahmen, sondern erschließt sich stets neue Ausdrucksformen. Für die Repräsentation ist es auch kennzeichnend – und das Problem ist aus der Ästhetik bzw. aus der Literatur bekannt, dass sie nie mit dem Subjekt identisch ist. Die Sprache transzendiert sich, weg von eindeutigen Zuschreibungen und Foucault ist nicht nur daran gelegen, sie als ein Erschließungsprojekt zu behandeln, sondern er sucht stets nach Möglichkeiten, die Scheinhaftigkeit der Rationalität zu hintertreiben. Die Ästhetik, die Literatur im engeren Sinne kennen keine Rücksichten gegen die Rationalität und sind darum genauer. Die Sprache drängt grundsätzlich zur Klarheit, aber diese ist ihr nicht vorgegeben. Wenn ihre Bestimmtheit eine menschliche werden soll, dann insofern für Foucault jeder Diskurs durch einen neuen, authentischeren gebrochen wird. Somit wird die Repräsentation, der darstellende Charakter der Sprache im eigentlichen Sinne gesucht.

5. Die inhaltliche und substanzielle Entwicklung der Sprache an der (Natur)-geschichte als Sprache.

Im fünften Kapitel der *Ordnung der Dinge* behandelt Foucault nun die Inhalte der Wissenschaften des klassischen Zeitalters. Hier ist Aufbruchsstimmung zu verzeichnen. So gewinnen die Beobachtung und das Experiment an Raum und es existieren bereits Instrumentarien zur Messung physikalischer und biologischer Vorgänge. Doch es fehlt an Systematisierungen und so erfahren die verschiedenen Gebiete auch eine unterschiedlich intensive Behandlung; ferner steht immer noch die Schaulust und das Sensationelle an den neuen Entdeckungen im Vordergrund – die Zeit der Wunderkammern und späteren Weltausstellungen. Häufig bleiben die Zuschreibungen in mechanisierenden Konzeptionen stehen, oder fallen literarisch aus und stimmen auch nicht mit den empirischen Verhältnissen

⁴² Ebenda, S. 165.

überein; damit verbunden schreitet die Emanzipation von der theologischen Vorstellungswelt nur zögernd voran. Allgemein sind die Erklärungsmodelle noch zu schwerfällig, um die komplexen und widersprüchlichen Verhältnisse in der Natur zu beschreiben, so kann sich die Einsicht in die Geschichte der Natur nur mühsam durchsetzen. Foucault setzt nun hinsichtlich des Fortschritts der Naturerkenntnis auf die Lebenswissenschaften,⁴³ ob es sich dabei um rationale Konzepte handelt, sei dahingestellt. Unterschiedliche Systematiken und Paradigmen stehen sich wechselseitig im Weg. Doch es wird auch festgestellt, dass die Entdeckung der Naturgeschichte nicht aus dieser unübersichtlichen Gemengelage erwächst, sondern in einer erweiterten geschichtlichen Perspektive gründet. So wurden die Erklärungsmodelle der allgemeinen Geschichte unerlässlich, um die Entwicklungen in der Natur zu verstehen. Die Ausführungen zeigen, dass nicht nur die Leugnung der Zusammenhänge beider Geschichtsformen unhaltbar wäre, sondern auch der implizite Vorwurf eines geschichtlichen Determinismus, wie er mit der Naturgeschichte verbunden sein soll. Dass es sich dabei um eine bloße Präntention handelt, zeigt sich z.B. auch an der Neuen Marxlektüre, die aus Marx einen Papiertiger macht und jede kritische Anwendung auf die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse in einen erkenntnistheoretischen und scholastischen Universalienstreit umbiegt. Die Naturgeschichtsschreibung ist selbst schon von Inkonsistenzen geprägt, weil sie sich zunächst an einzelnen Gegenständen der Natur orientierte, die lange Zeit nur in ihrem jeweiligen historischen Kontext beschrieben wurden und Foucault ist weiterhin an diesem mehrdeutigen, offenen Charakter der Wissenschaft als Erschließungsprojekt des Wesens der Natur und der Sprache interessiert. So waren die Naturgegenstände, deren existenzielle Bedeutung den Menschen früherer Jahrhunderte noch gewärtig war, in der Alltagspraxis übergreifend. Weniger die Beobachtung, als das Schauen geht noch auf den Gesamtzusammenhang aus. Der Dualismus, den die Rationalität der Aufklärung mit sich bringt, ist noch nicht präsent. Mit der Bereitschaft, die Natur in ihrer Andersartigkeit wahrnehmen zu wollen, wird nicht nur die Einsicht in ihre Autonomie möglich, sondern sie wird auch ein eigenständiges Narrativ. Dabei bleibt der Name mit dem man einen Gegenstand aufruft, der auf ihm gründende subjektive Bezug unverzichtbar. So entsteht die Sprache an den Dingen, an ihrer Unmittelbarkeit und Tatsächlichkeit; Foucault will die historischen Phänomenologien ausdrücklich von den entstehenden naturwissenschaftlichen Systematiken abgrenzen.⁴⁴ Wie in allen anderen Fällen wird diese Form der Subjekt-Objekt-Beziehung gegen die bekannten Systematisierungen, die ästhetisch und qualitativ gesehen nichts Neues zutage fördern, stark gemacht. Foucault interessiert die Geschichtsschreibung, die als solche bisher nicht konsolidiert ist, womit er die Problematik der Verständigung überhaupt, den Kampf um die Demystifikation und Entschlüsselung der Wirklichkeit seit dem Mittelalter in den Vordergrund stellt. So geht die Klassik souveräner mit den Gegenständen der Natur um, der Anspruch auf ihre unmittelbare Zugänglichkeit wird geltend gemacht und sie verlieren ihren geheimnisvollen Charakter. Einmal mehr zeigt sich, dass sich Geschichte erst abseits der Religion entfalten kann. Ihre Dokumentationszentren und Sammlungsorte sind nicht nur begrifflicher Natur, Weltausstellungen und naturhistorische Museen beginnen, wie gesagt ihre Rolle zu spielen und die räumliche Zurschaustellung begleitet die Entwicklung des Tableaus.⁴⁵ Die Entfaltung der Sukzession, das Anschauungsmaterial braucht einen Container. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, was die belebte Natur überhaupt ausmacht. Die Erkenntnis, die Haltung zur Wirklichkeit, die das Subjekt einnimmt verhält sich wie ein tastendes Organ und aus dem memento mori erwächst das Interesse an den Zusammenhängen von Werden und Vergehen. Man sieht – die Repräsentationskultur ist der Denk-Raum, das Labor für die Befragung der Dinge nach ihrer Beziehung zum Subjekt und auf diese Weise

⁴³ Ebenda, S. 167 f.

⁴⁴ Ebenda, S. 171.

⁴⁵ Ebenda, S. 172.

wird die Naturgeschichte impulsgebend. Die sichtbare Wirklichkeit wird – und das ist auch das Anliegen der ersten Taxonomien beredt. Dabei steht die visuelle Form des Erkenntniszugangs nicht nur für die europäische Kulturgeschichte im Mittelpunkt. Foucault will nicht die Geschichte der Naturwissenschaften nacherzählen, sondern die Heranbildung der Anschauung, die Entwicklungen die das Subjekt durchläuft, je weiter es sich die qualitative Vielfalt der Natur zu erschließen vermag. Die Erfahrung, die das Subjekt dabei macht, ist die relative Beschränktheit seiner (Natur)erkenntnis, auch wenn es auf die Hilfsmittel und Instrumentarien der entstehenden Einzelwissenschaften zurückgreifen kann. So schließt die Festlegung der Bedingungen der Beobachtung immer schon eine bestimmte Haltung zur Wirklichkeit, ein Konzept ein. Ob der Blick schärfer gestellt wird, oder an der unmittelbar zugänglichen makroskopischen Welt orientiert bleibt; dies ändert nichts an der grundsätzlichen menschlichen Neugier, die Bedingungen des Lebens zu erforschen und hier spielt Foucault von den Lebenswissenschaften in die Naturforschung hinüber. Schließlich nahmen die Naturforscher des klassischen Zeitalters zur Wirklichkeit eine Haltung im Sinne von „brut nature“ ein. Wesentlich für die Erkenntnis ist hier nicht die Vielzahl von Daten, sondern das Konzept der Beobachtung. Dementsprechend streben die Taxonomien nach eindeutigen Beziehungen, das Narrativ gibt die Natur selbst vor, denn die Dinge geben sich nicht ohne Merkmale und das Erscheinungsbild des Menschen wirkt als Bezugspunkt mit. Dieser enge und unmittelbare Bezug war für die ersten Naturforscher, die systematische Analysen vornahmen – wie z.B. auch Erich Haeckel bestimmend. Die Morphologie der Pflanzen wurde bekanntlich vielfach ästhetisch gefeiert. Die Distanz zwischen dem Sammeln und dem Sprechen bleibt kurz, die Repräsentation, ob sprachlich oder museal an der Wunderkammer orientiert. Diese visuelle Praxis hat sich m.E. in der heutigen Arbeit am Computer grundlegend geändert; nicht nur aufgrund der Arbeitsteilung und Abstraktion von den Gegenständen, deren Bedeutung nicht mehr im Ganzen zählt, sondern weil die technischen Bedingungen den unmittelbaren Kontakt mit der Wirklichkeit, das Malerische, das Stilleben, damit aber auch das memento mori als das dahinter wirkende geistige Prinzip nicht mehr zulassen. An der Naturgeschichte beschreibt Foucault die inhaltliche Seite der Sprachentwicklung und sie kann sich der Naturkausalität und den damit verbundenen Bedingungen, unter denen die Gegenstände der Natur erscheinen, nicht entziehen. Damit reduziert sie auch die sprachlichen Mehrdeutigkeiten und lässt die Sprache auch von dieser Seite in die Mathesis, in die ontologischen Rahmenbedingungen zurücktreten. In jedem Falle zeigen die Ausführungen, dass die Ordnung der Dinge nichts Vorgegebenes oder Apriorisches sein kann.⁴⁶ Was die Systematisierung angeht, so werden die Pflanzen durch ihre leichtere Zugänglichkeit gegenüber den Tieren bevorzugt. Die Botanik übernimmt eine propädeutische Funktion, auch sind die Pflanzen der Visualisierung der Experimente am zugänglichsten. Schließlich begründet sie einen Transformationsprozess vom äußeren Strukturalismus zum inneren sowie eine damit verbundene Lösung von der äußeren Geschichtlichkeit. Der Bezug auf die starren Tableaus wird damit erkenntnistheoretisch modifiziert, die Deutungen gewinnen an Spielraum und Foucault beschreibt die Naturgeschichte als Sprache, die die Sprache prägt. Andererseits lässt sie sich nicht mehr von anderen, vorangegangenen Diskursen trennen. Sie ist somit selbst ein Werk von Schichtungen und entwickelt sich fortlaufend an verschiedenen Formen des Vergleichs fort. So kommen immer die gleichen Kategorien, die zur Unterscheidung notwendig sind zur Anwendung.⁴⁷ Dabei hat das systematische Ordnungsverfahren verallgemeinernden Charakter und strebt nach der größtmöglichen strukturellen Gemeinsamkeit. Auch wenn die Systematik die morphologischen Bedingungen nicht beliebig verallgemeinern kann schaffen Forscher, wie Linné eindeutige Zuordnungen. So werden wechselseitige Bezugnahmen möglich und die

⁴⁶ Ebenda, S. 177.

⁴⁷ Ebenda, S. 182.

Klassen bilden das allgemeinste Merkmal. Die Systematik erweist sich somit als Orientierungshilfe bei der Suche nach den Korrespondenzen im Anschauungsmaterial. Demzufolge werden Analogien nicht nur in der Sprache hergestellt, sondern sie existieren auch morphologisch – an und zwischen den Gegenständen der Natur und gerade an jenem Zusammenhang ist Foucault interessiert. Doch die Hierarchien, die die Systematik schafft, lassen keine nachträglichen Zuordnungen mehr gelten. Während somit die Systematik keinen über sich selbst hinausweisenden Charakter hat, ihre Bezugnahmen in der Vergangenheit liegen, kann die Methode (die Analyse) in ihrer Offenheit nicht nur viel genauer werden; auch ihr konzeptionelles Moment steht Foucaults Diskursanalyse näher. Bei der Methode handelt es sich um ein ordnendes Verfahren, das solange bedeutungslos bleibt, wie die Schlussfolgerungen nicht an stabile Verallgemeinerungen heranzuführen. Bei Marx hinterfragt die Methode, das Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten die Verallgemeinerungen. Dieses Verfahren ist nicht nur Kritik, es legt bekanntlich in Hinblick auf Hegel und die Tableaus der klassischen Ökonomie auch eine andere, als die vorgefundene Kategorienstruktur nahe, eine gegenläufige Epistemologie. Doch die Methode, die Foucault hier favorisiert, bleibt auf eine falsifizierende Haltung beschränkt und hinterfragt lediglich, was überhaupt verallgemeinerbar ist. Für Foucault sind die Verfahrensweisen, die die Geschichte und die Gegenstände der Natur strukturieren nur hinsichtlich ihres historischen Ordnungsanspruchs wichtig, er thematisiert sie nicht unmittelbar für seine Diskursanalyse. Was seine eigene, damit verbundene archäologische Methode ausmacht, lässt sich nur indirekt aus der Gemengelage des historischen Materials erschließen. So relativieren sich hier die beiden genannten Verfahrensarten schon insofern, als sie in die Tableaus eingehen und dies ist als Fortschritt zu werten gegenüber der isolierenden Betrachtung früherer Klassifikationen. Das Tableau als Denkmodell ist gerade so beschaffen, dass die Einzigartigkeit der Lebewesen noch präsent ist. Die Beziehungen zwischen den Strukturen und der Wechsel von Identität und Unterschied bleiben locker und werden anschaulich vorgeführt. Hinter allen Ordnungsansprüchen steht die nicht so leicht beantwortende Frage, wie das Leben auf der Erde entstanden ist und sie gibt den Impuls, über die bloßen Klassifikationen hinauszugehen. Die Naturgeschichte bedarf somit einer Gliederung, sie muss sich als Ordnung ausweisen können. Wie in Hinblick auf die Sprache müssen die Strukturen für die vergleichenden Bezugnahmen in den Dingen selbst begründet sein. Doch gegenüber dem Widerspiegelungsgeschehen tritt die Sprache, die hier entsteht mit einem deutlich spontaneren Charakter hervor. Dabei bleibt die Kategorie der Ähnlichkeit das Medium der Bezugnahme, nicht der Vorrang des Seins vor dem Bewusstsein.

Somit stellt Foucault auch Analogien zwischen den formalen und den inhaltlichen Strukturierungen der Sprache her, so wie Natur und Sprache bzw. Geschichte durch die Ähnlichkeit zusammengeschlossen werden. Der Begründungszusammenhang trägt jedoch sensualistische Züge und setzt Subjekt und Objekt strukturell gleich und Foucault verweist auf den Anthropomorphismus, wie er mit dem Setzen auf die Ähnlichkeit verbunden ist und sie muss um ein tragfähigeres Paradigma erweitert werden. Denn zur Naturkausalität gehören auch Gesetzmäßigkeiten, die die menschlichen Erfahrungen und ihre weitergehenden Schlussfolgerungen entsprechend absichern, dies wird durch das systematische Verfahren bestätigt. Um die Naturgeschichte auf eine valide Grundlage zu stellen, kann von ihren mutmaßlichen Zusammenhängen, über die noch nicht so viel bekannt ist, nicht abgesehen werden. Die Ordnung in der Natur bleibt damit in Abhängigkeit von der Herangehensweise als Systematik oder Methode weiterhin ein Postulat.

Was den State of the Art eines „Buchs der Natur“ im 18. Jahrhundert anbelangt, so wird in jedem Falle eine Erwartungshaltung an die Natur herangetragen. Ferner sind mit ihr Kausalitätskonzepte verbunden und der Versuch, wiederkehrende Ereignisse zu beschreiben. Da die Gegenstände der Wirklichkeit der Sukzession unterliegen, bedürfen sie der

Systematisierung und die Sprache als menschliche Lebensäußerung bleibt eine der Zu-spät-Gekommenen. Ferner ist ihre Verallgemeinerungsfähigkeit immer beschränkt, relativ, wengleich elastisch, sobald die Vorstellungskraft aktiv wird. Zwischen Sprache als Bewusstseinsstrom und Wissenschaft besteht jedoch ein weiterer Gegensatz, die unmittelbaren Sinneseindrücke lassen sich allenfalls ästhetisch beschreiben und auch hier herrschen Schranken, auch hier entwickelt sich eine eigenständige Sprache. Die Sukzession zwingt den Menschen in jedem Falle zur Abstraktion. Nach welchen Kriterien die Kontingenz durch das Dazwischentreten der menschlichen Erfahrung zerreißt, gibt Foucault nicht an, doch ein Problembewusstsein für die Konfrontation der Erfahrung mit dem Zufall existiert durchaus. Vielfach verweist er auf die Kluft, die zwischen den historischen Taxonomien und den realen räumlichen und zeitlichen Extensionen besteht. Dieses irreduzible Mehr wird aus der lebensweltlichen Perspektive geltend gemacht, wonach die Narrative der Naturgeschichte nicht beschränkbar sind und ihre Genesis vieldeutig bleibt. Die Konzepte bleiben sehr bildhaft, die Taxonomien entspringen immer auch der Imagination. Die Tableaus sind Spiegelscherben, Foucault macht gegen die Widerspiegelungstheorie die Diskontinuität geltend, weil – und darauf insistiert er – die Konzepte nicht sämtliche Ereignisse der Lebenswelt beschreiben können. Dabei akzeptiert er weder nominalistische noch materialistische Lösungen, vielmehr liegt seiner archäologischen Methode das Wissen um die Veränderlichkeit der menschlichen Erkenntnis zugrunde. Diese wird ständig mit Ereignissen überflutet, die sie in ihre Konzepte und Theoreme integrieren muss. Überhaupt gibt es lange keine konsistente Evolutionstheorie, weil ein tieferes Verständnis der Naturkausalität fehlt. Die klassischen Taxonomien unterscheiden nur zwischen Gegenständen einer höheren und denen einer niederen Ordnung und hier spielt auch die christliche Transzendierung aller Wesen auf einen unerreichbaren Gott hin eine Rolle. Gegenüber einer echten Evolution sind im 18. Jahrhundert immer noch auf- und absteigende Hierarchien bestimmend. Alle Lebewesen haben in der Kosmologie ihren festen Platz und bestimmen so den Platz der anderen mit; die Dimensionen Raum und Zeit bilden ihre allgemeinen Darstellungsformen, alles unterliegt der Vorsehung. Somit erweisen sich die Taxonomien als Selbstdarstellung der göttlichen Ordnung, die die Vielfalt und Veränderlichkeit der Erscheinungswelt zu berücksichtigen beginnt, wenn sie glaubwürdig sein will. Dennoch bewahren die Verknüpfungen und Regenerationsprinzipien ihren metaphorischen und teilweise phantastischen Charakter. Auch damit will Foucault den Diskurs um die Naturphänomene – sowohl die Sprache als auch die Wissenschaft lebensphilosophisch öffnen, worin man eine Heuristik für die Naturgeschichte und die Einzelwissenschaften sehen kann. Die historischen Konzepte bleiben holistisch: Sei es, dass eine langsame, kontinuierliche Veränderung in der Natur geltend gemacht wird und die genealogischen Beziehungen weitgehend kohärent bleiben. Sei es, dass die Komplexitätssteigerung im Vordergrund steht, wie sie die Vorstellung von der Natur als in sich geschlossenem Ganzen einschließt und auch abnorme Erscheinungen berücksichtigen kann. Im ersten Fall bleibt die Naturgeschichte Anhaltspunkt, um die Vielfalt zu beschreiben. Dabei wird die Kontingenz geltend gemacht und dem Zufall ein großer Stellenwert eingeräumt, während alle linearen Abläufe untergeordnet bleiben. In Hinblick auf den zweiten Fall, die Komplexitätssteigerung bringen die regelmäßigen Erscheinungen die unregelmäßigen hervor und umgekehrt. Den Abweichungen wird hier viel Raum zugestanden und sie sind nicht nur als Kuriositäten interessant, andererseits gehen viele besondere Erscheinungsformen in der Sukzession unter. Das Kontinuum ist als Hintergrund für die Bestimmungen wichtig, sowohl in progressiver wie in regressiver Hinsicht. Verallgemeinerung und Erfahrung stehen in einer steten Wechselbeziehung. Jenseits von naturwissenschaftlichen Zuschreibungen spricht Foucault über die Problematik objektiver Widersprüche in der Natur, um die Diskurse gegeneinander aufzurichten und um daraus einen heuristischen Gewinn zu ziehen. So verweisen die Erscheinungen, die in der Sukzession noch fassbar sind auf das Kontinuum und vice versa. Foucault ist aber weniger an den

dahinterstehenden komplexen Kausalitätskonzepten interessiert, als an der damit verbundenen Unschärfe der Erkenntnis. Die Geschichte der Natur bleibt in beiden Fällen nur Spur und dabei beziehungsreich, vielgestaltig, aber auch deshalb, weil die Naturprozesse unabschließbar sind. Während somit an den Abnormitäten die Besonderheiten aufscheinen, setzt das Fossil die Verallgemeinerung voraus, den Begriff, den es stumm in sich einschließt. Hier ist die Zeit geronnen, kondensiert. Beide, die abnorme Erscheinung und das Fossil stehen für die Randbedingungen der Taxonomie, für sich genommen bleiben sie wirkungslos. Die Geschichte der Natur – und das sollen die Ausführungen zeigen bleibt unfasslich; wesentlich ist nur ihre überzeugende Darstellung, die stets durch andere Diskurse unterlaufen werden kann. Foucault schlägt diskrete Übergänge vor. Schließlich kann man die Naturgeschichte auch als enormen Umwälzungsprozess fassen, der von der Spezifikation in die Allgemeinheit und vice versa umschlägt.

Somit sind Naturgeschichte und Sprache weder identisch, noch radikal entgegengesetzt, noch in irgendeiner Form aufeinander übertragbar. Wesentlich ist beiden ein Ordnungsanspruch, eine Systematisierung. Beide arbeiten einander zu, beide sind dem Gedächtnis und der Kausalität verpflichtet. Die Naturgeschichte hat zwar allgemeineren Charakter, doch ihre Selbstständigkeit ist beschränkt und darf die Bedingungen der Sprache nicht verletzen. Wenn Foucault den Zusammenhang von Sprache und Naturgeschichte zeigen will, dann um letztere als Iteration der Ersteren geltend zu machen; die Naturgeschichte gibt als Ordnungswissenschaft der Sprache rückwirkend ihre Systematik vor. Sie erweist sich somit durch ihren gegenständlichen Bezug als Leitfaden der Strukturierung der Sprache. Während diese hinsichtlich ihrer Bezugnahmen und Verknüpfungen weitgehend autonom ist, hat die Taxonomie an der gegenständlichen Natur ihren Widerstand. Gegenüber der Sprache muss sie eindeutiger sein und hat weniger Möglichkeiten, Verknüpfungen herzustellen. Die Naturprozesse, die Naturkausalität, aber auch die Vielfalt der Erscheinungen in ihrer Gegensätzlichkeit bilden die Grundlage des Gedächtnisses und der Erinnerung. Die Taxonomie dringt jedoch noch nicht zu einem tieferen Verständnis biologischer Verhältnisse vor, dieses orientiert sich im Groben an den Naturkreisläufen. Vom Leben sind nur die grundlegendsten existenziellen Bedingungen bekannt, wie Geburt und Tod. Es bleibt weiterhin unklar, was als Lebewesen im engeren Sinne bestimmt werden soll. Für die Naturforscher, so Foucault, ist dieser Übergang auch nicht wesentlich. Die Naturgeschichte ist, wie oben schon ausgeführt als Korrektiv zur Sprache zu sehen. Sie ist die Kritik, der kritische Diskurs über die Sprache. Sie wird somit Metasprache, welche die ursprüngliche Sprache hinterfragt und auf ihre Grundlagen zurückstellt. Andererseits wird hier auch eine Wechselwirkung beschrieben.⁴⁸ Beide verifizieren sich aneinander. Die Sprache ist Bedingung der Naturgeschichte und vice versa und dies entspricht einer Haltung, bei der man den Einsichten in die Naturprozesse noch nicht recht traut. Deshalb handelt es sich auch mehr um ein Suchen, um ein sich Vergewissern als um eine Kritik im modernen Sinne. Letztlich hinterfragt Foucault in diesem Zwischenraum der Diskurse die Spielräume der Erkenntnis und die Entstehungsbedingungen der Begriffe. So präzisiert die Naturkausalität die sprachlichen Strukturen. Im Gegenzug werden alle Mittel der Sprache aufgerufen, Erkenntnisgegenstände und Begriffe einander zuzuweisen.

Hier werden, wie gesagt mit den Möglichkeiten der Kritik die Bedingungen der Erkenntnis erforscht; alle Mittel der Sprache werden aufgerufen Erkenntnisgegenstände und Begriffe einander zuzuweisen. Dabei wird Kants Kritik für Foucault zum Modellfall, sowohl hinsichtlich der Bedingungen der Möglichkeit der Erkenntnis, als auch in ihrer Gestaltgebenden Funktion der Sprache. Tatsächlich entsteht jedoch der Dualismus zwischen

⁴⁸ Ebenda, S. 208.

Kritik und Erscheinungswelt, dem sich Foucault durch seine lebensphilosophische Haltung stets zu entziehen sucht.

6. Die Repräsentationsmerkmale des Geldes: Eine strukturalistische Werttheorie ohne Arbeitswertlehre

6.1. Die merkantilistisch-kosmologische Ordnung: das Oberflächenphänomen der Analyse der Reichtümer.

Foucaults Ausführungen haben gezeigt, dass das klassische Zeitalter keine explizite, in sich kohärente Naturgeschichte kennt. Ähnlich verhält es sich mit dem Zustand einer politischen Ökonomie, so dass man den Begriff des *Reichtums* und dessen Unbestimmtheit zunächst hinnehmen muss. Ferner sollen die ideengeschichtlichen Entwicklungen und ihre Gemengelage an Hypothesen nicht einfach nachvollzogen werden. Mit Marx werden die Analysen der Physiokraten und die von Smith zum Begriff der Arbeit gewürdigt. Doch Foucault setzt auf die bloße Demystifikation, wenn er herausstellt, dass im ökonomischen Kontext Wissen stets Herrschaftswissen ist. Bekanntlich reicht das nicht – „*ob der menschlichen Erkenntnis Wahrheit zukommt, bleibt eine praktisch zu lösende Frage*“ (...). Für die Diskursanalyse, einen strukturalistischen Ansatz sowie Foucaults damit verbundene archäologische Methode, oder vielmehr seine Sprachtheorie bietet die *Analyse der Reichtümer* – eine recht mechanistische, an der Erscheinungsseite der ökonomischen Beziehungen klebende Analyse mehr als die Kernaufgaben der klassischen Ökonomie – die Entfremdung des Menschen in der Arbeit und die Herleitung der Verselbstständigung des Kapitals gegenüber der Produktionssphäre. Geld wird nicht in seiner vermittelnden Funktion des Warentausches wichtig, sondern als Signifikant, in seiner erkenntnistheoretischen Bedeutung. Doch während sich für Marx die Bedeutung des Geldes weit über das Maß der Werte hinaus erstreckt – die Irrationalität der Messung der Gebrauchswerte in Tauschwerten, wie er sie polemisch mit Aristoteles zitiert – kommt die Paradoxie des Maßes bei Foucault, der sich an den Rechenmaßen orientiert gar nicht zur Sprache.

Die Ablösung der Gewichtsnamen durch Geldnamen ist ein rein historisches Phänomen und dem Verschleiß der Metalle in der Zirkulation geschuldet. Das lange widersprüchliche Nebeneinanderbestehen von Realwert und Nominalwert stellt das Geld als verlässliches Maß aller Werte in Frage; zeitenweise setzt sich die Orientierung am Nominalwert durch. Dies auch in Hinblick auf die Veränderungen in der Zirkulationssphäre, die mit der Produktivkraftentwicklung einhergehen, wie die Beschleunigung und Ausdehnung der Handelsbeziehungen und des Warenumschlages.⁴⁹

Foucault behandelt das Geld nicht als universelle Ware, als allgemeine Äquivalentform, in der sich alle anderen Waren darstellen, sondern als unabgesicherten Begriff. Jeder Allgemeinbegriff wird hier einer kritischen, aber nicht immer sachdienlichen Revision unterworfen und entsprechend unscharf. Die Bedeutung des Tauschwertes wird diffus und zum bloßen Zeichen ausgedünnt, während Marx auf ihm seine ganze Konzeption des Waren- und Kapitalkreislaufs gründet. Es handelt sich jedoch um weit mehr als einen bloßen Vorgang der Zuschreibung, wie ihn auch die neue politische Ökonomie geltend macht. Mit der Warenproduktion bringt Marx eine spezifische Form der Vergesellschaftung in Anschlag, während Foucault völlig von der Arbeitswertlehre absieht und den Preis der Waren nur an der Beziehung von Nominal- und Realwert festmacht. Das Geld oder Gold als Maß der Werte

⁴⁹ Im 16. Jahrhundert wird eine künstliche Festlegung gleicher Proportionen von Nominalwert und Realwert, der *valor impositus* eingeführt, wobei das Gold das vorherrschende Zahlungsmittel bleibt. Sowohl die einseitige Festlegung auf die Nominalwerte wie auch die Zufuhr von Edelmetallen in die Zirkulationssphäre ziehen Preissteigerungen nach sich, da beide, Real- und Nominalwert nicht unabhängig voneinander bestehen. Die Ökonomen des 16. Jahrhunderts sehen mehrheitlich in der Zufuhr von Edelmetallen in die Zirkulationssphäre die Ursache der Preissteigerungen; s.h. S. 216.

wird nur auf seine syntaktischen und semantischen Bezugnahmen hin betrachtet. Die Naturwüchsigkeit dieser Konstruktion ist m.E. keiner Kritik zugänglich, sie ist der Geschichte entlehnt und wurde ursprünglich als wohlgeordnete Kosmologie gefeiert, als würden die wohlproportionierten Verhältnisse der Natur durch das Maß der Werte zum Ausdruck gebracht und die Rede ist explizit von der Vorsehung.⁵⁰ Als politische Ökonomie ist Foucaults Analyse der Reichtümer nicht lesbar. Schon eher als Entstehung einer kosmologischen Ordnung, für deren Unabschließbarkeit wieder die Kategorie der Ähnlichkeit geltend gemacht wird, oder als Suche nach dem Glück. An den Reflexionen über den Reichtum im 16. Jahrhundert interessiert ihn weiterhin nur die Brüchigkeit von Ordnungsvorstellungen – die Möglichkeit einer politischen Ökonomie wird damit regelrecht ausgeblendet. Die Versachlichungen und Zwänge, wie sie mit dem entstehenden Warentausch einhergehen, können und sollen auch gar nicht erhellt werden. Abseits der Ideengeschichte und ihrer Systematik, wie sie Marx im Kapital kritisch verarbeitet, macht Foucault einen Mystizismus der Erkenntnis am Preis fest, als würde dieser irgendeine Einsicht in das Wesen der Dinge vermitteln. Gerade dies wird doch durch das *Kapital* erfolgreich bestritten.

Foucault versucht dem Reichtum der Edelmetalle und den Tauschvorgängen ihren anschaulichen Sinn abzugewinnen, unbesehen dessen, dass es sich um Herrschaftsverhältnisse handelt. Andererseits bleibt der Merkantilismus nicht nur ein Oberflächenphänomen der Zirkulationsflüsse, vielmehr hat die Warenzirkulation noch eine gegenständliche Erscheinungsform wie ein historischer Markt. Hier ist an ihre repräsentativen Momente gedacht. Ferner setzte der Merkantilismus auf die Realisierung der Möglichkeiten durch das Geld. Somit entsteht eine Ordnung des Reichtums – dessen, was Wünsche erfüllt, glücklich machen soll.

Zunächst machte bekanntlich ihr seltenes Vorkommen Gold und Silber so begehrenswert. Ferner erfährt das repräsentative Potenzial, für das sich Foucault interessiert eine Steigerung. Dieses beruht im Wesentlichen auf der Befähigung des Goldes Geld zu werden. So setzt das Maß der Werte die Widerstandsfähigkeit und Teilbarkeit sowie die schwierigen und einschränkenden Zugangsbedingungen (Vorkommen) bereits voraus. Schließlich bewirkt seine Exklusivität – der Ausschluss von allen anderen Waren die Darstellung jener in ihm und bezieht sie so auf sich als allgemeines Äquivalent.⁵¹ Im 17. Jahrhundert ist die Vorstellung vom Geld als einer im Handel vermittelnden Größe – wie später bei Adam Smith weit verbreitet. Mit dieser voll entwickelten repräsentativen Funktion geht der Merkantilismus über die früheren dinglichen Gleichsetzungen der Edelmetalle, wie sie den Wert der Waren durch ihr unmittelbares Gewichtsmaß beschrieben hinaus. Solange das Geld nicht diese allgemeine Repräsentationsfähigkeit annimmt, kann es keine gesellschaftliche Ordnung und damit auch keine Zirkulation begründen. Ferner kann man dem klassischen Zeitalter aus Foucaults Sicht nicht uneingeschränkt die Konstitution des Warenfetischismus anlasten, denn dieses steht dem Geldwesen selbst kritisch gegenüber und sucht zunächst nur nach Erklärungen für das Entstehen der Zirkulationsformen. Das Geld als allgemeine Repräsentationsform macht die Reichtümer beredt. Paradigmatisch setzt der Merkantilismus das menschliche Glücksstreben zusammen mit der Sehnsucht nach Reichtümern ins Werk.⁵² Man kann dem Merkantilismus entgegenhalten, dass er die sich entwickelnden Handelsbeziehungen allzu sehr als prästabilisierte Harmonie verklärte und sie wie ein Regulativ für eine Nationalökonomie behandelte. Nur so viel Geld soll der Zirkulation zufließen, wie für den Handel und den Umschlag der verschiedenen Waren benötigt wird. Zu den immanenten Krisen, die der Geldvermittelte Warentausch befördert, lagen freilich keine

⁵⁰ Ebenda, S. 218.

⁵¹ Ebenda, S. 223 f.

⁵² Ebenda, S. 225.

Analysen vor und Foucault behandelt die Entwicklungen des Merkantilismus auch nicht ideologiekritisch, eher schon wird die Ausbreitung der Zirkulation, ihre Erfassung aller gesellschaftlichen Bereiche als Fortschritt gewertet. Dies hat auch einen anthropologischen Hintergrund – die Vorstellung von der Nation als einem sich selbst erhaltenden Organismus. Die Zirkulation saldiert und verstoffwechselt gewissermaßen die Geldflüsse, das Gemeinwesen entzieht dem Warenumsatz Geld und führt diesem auch wieder welches zu, wobei zuerst sein systemischer Selbsterhalt, die Verwaltung sichergestellt wird. Der Merkantilismus befördert somit die Reichtümer und verleiht ihnen institutionellen Rang. Foucault ist jedoch, wie schon gesagt nur daran interessiert, die Konstitution einer sich vervollkommnenden, absoluten Repräsentation nachzuvollziehen, unabhängig davon, wie sie sich ereignet, unabhängig auch von einer ideologiekritischen Bewertung. Der Merkantilismus wird nur in Hinblick darauf betrachtet, was er für die Entstehungsgeschichte der Repräsentation leistet.

Nun ist die Institution des Geldes als Kreditgeld für den zu entrichtenden Zins sehr alt und damit auch seine Affinität zur Repräsentation. Es soll einen verlässlichen Tausch vermitteln. Dazu waren die Eigenschaften dieses allgemeinen Äquivalents zu erforschen, insbesondere, ob der ihm zugrunde liegende stoffliche Wert den Tausch garantieren kann. Solange diese Unsicherheit fortbestand, waren neben dem Geld die Titel auf Grund und Boden als „zweite Währung“ wichtig. Mit der Zeit treten jedoch die Vorzüge des Geldes als Tauschmittel für die Handelsbeziehungen und für den raschen Umschlag der Waren in den Vordergrund, ferner wird es wegen des Metallwerts und seiner beschränkten Verfügbarkeit bevorzugt. Dissens besteht somit nur darüber, wie sich das Geld als allgemeines Äquivalent durchsetzt und wie es sich zum Kommando über den Warentausch etabliert.

Das Verhältnis von Geld und Waren bestimmt den Preis der Letzteren. Zu viel Geld in der Zirkulationssphäre führt nach mehrheitlicher Meinung der Ökonomen des 16. Jahrhunderts zu Preissteigerungen der Waren, da der Realwert des Geldes sinkt. Je mehr Metall der Zirkulation zugeführt wird, desto mehr Repräsentationskraft kann die Ware an sich ziehen, so Foucaults weitere Ausführungen. In Abhängigkeit von den schubweisen Entdeckungen der Edelmetalle waren deshalb die Preise der Waren starken Schwankungen unterworfen. An diesen ökonomischen Bedingungen interessiert Foucault jedoch weiterhin nur die Repräsentationskraft des Geldes, weder die Arbeit noch die Form der Vergesellschaftung spielen hier irgendeine Rolle, sondern das Mengengesetz der Proportionen von Ware und Geld, bzw. in moderneren Begriffen: die Quantitätstheorie. M.a.W. die Proportionen von Produktivkraftentwicklung und der in die Zirkulationsflüsse hineingeworfenen Geldmengen steuern Größe und Anzahl der Reichtümer, die gesamtgesellschaftliche Revenue. Der Tauschwert wird wie ein sprachliches Zeichen behandelt – es entsteht die durch Geld kodifizierte Wirklichkeit. Dabei haftet der Preis den Waren nicht unmittelbar an, er ist nichts Fixes, sondern resultiert aus dem Verhältnis der Menge der Waren zu der des in der Zirkulation vorhandenen Geldes. Die Funktion des Zahlungsmittels, des Kreditierens steht im Vordergrund, wozu eine möglichst exakte Messung der Repräsentationskraft erforderlich ist und die stoffliche Substanz des Geldes nachrangig werden kann. Je mehr nützliche Güter das Geld repräsentieren kann, desto allgemeiner seine Repräsentation, und Foucault sieht in diesen Tauschwertbasierten Zuschreibungen die Wesensmerkmale einer Taxonomie.⁵³ Diese wird mobil, denn das Geld beansprucht Raum und Zeit, wenn es die Zirkulation stiftet. Dabei ist die Reproduktion des gesellschaftlichen Gesamtprodukts im klassischen Zeitalter noch weitgehend an die agrarischen Bedingungen gebunden und die dafür benötigte Geldmenge bleibt überschaubar. Zwar müssen die Zirkulationsmittel nicht direkt proportional den fälligen Zahlungen entsprechen, dennoch beginnen Zeit und Terminierungen eine wichtige Rolle zu

⁵³ Ebenda, S.,234.

spielen. Die Fluktuationen von Geldmengen – das Sinken der in der Zirkulation befindlichen Geldmenge lässt auch den sporadisch angewachsenen Reichtum wieder sinken. Ferner folgen die Menschen tendenziell den Geldflüssen, was die Kluft zwischen reichen und armen Ländern weiter vergrößert. So können die ohnehin schon reichen Länder durch den Zustrom der Arbeitskräfte mehr produktives Kapital in Bewegung setzen. Nur eine mäßige Zufuhr an Geld kann als Regulativ der Verelendung und dem einseitigen Wachstum des Reichtums entgegen wirken. In solchen Stellungnahmen zeigt sich ein Problembewusstsein dafür, dass das Geld in zeitlicher und in räumlicher Hinsicht in die gesellschaftlichen Beziehungen eingreift, aber auch dafür, dass die Repräsentativkraft des Geldes schwankt.

Die grundsätzliche Inkommensurabilität gesellschaftlicher Organisationsformen und der Primärnatur bleibt bei Foucault unberücksichtigt. Doch er will die so disparaten Felder hinsichtlich ihrer Repräsentationskraft vergleichen. Während Zeit für die Repräsentationskraft des Geldes eine herausragende Rolle spielt, lässt sie sich aus der Naturgeschichte nicht herauslösen. Die Repräsentationsformen wären m. E. als radikal gegensätzliche zu behandeln – schon insofern, als das Geld bei aller Repräsentationskraft die gesellschaftlichen Bedingungen, denen die Agenten des Warentauschs unterliegen verschleiert – *contradictio in adiecto*. Doch Foucault subsumiert sämtliche Erkenntnisgebiete und Lebensbereiche dem allgemeinen zeitgenössischen Repräsentationsanspruch. Die Vergleiche werden m. E. häufig überstrapaziert, erscheinen willkürlich und sie bleiben vor allem in ihrem historischen Bezug diffus. Der *Ordnung der Dinge* fehlt m.E. eine innere Entwicklung und erst recht wird es willkürlich, sprachliche Strukturen auf sämtliche Gebiete zu projizieren. Die *Analyse der Reichtümer* überzeugt nicht, schon weil sie einer derartigen Überfrachtung nicht standhält und einen anderen als den ideengeschichtlichen Weg – wie eingangs angekündigt einschlagen will. Warum mutet Foucault dem Leser veraltete Schulstreitigkeiten zu, warum werden an den Warentausch verunklärende, einseitige Analysen herangetragen? Einerseits stellt er heraus, dass schon die Physiokraten die Preisbildung der Waren an den Reproduktionskosten der Arbeitskraft festmachen. Doch die hier vorgestellte werttheoretische Debatte trennt nicht zwischen der Mehrwertproduktion der Arbeitskraft – der wertschöpfenden Funktion ihres Gebrauchswerts und den Wechselwirkungen der verschiedenen Kapitalformen in der Zirkulationssphäre. Der Konsum, die Nachfrage geht zwar wertbildend in die Preise ein, hat jedoch mit der Wertschöpfung nichts zu tun. Und es sei dahingestellt, ob der Landarbeiter früherer Jahrhunderte angesichts von Hungersnöten und geringer Produktivkraftentwicklung gegenüber dem Industriearbeiter im Vorteil war, weil er sich zunächst die Naturprodukte unmittelbar selbst aneignen konnte.⁵⁴

Doch Foucault teilt die mystifizierende Position der Physiokraten, wonach der Mehrwert nicht der Arbeit, sondern der Natur entspringt. Es entsteht – den tatsächlichen Bedingungen – von fehlenden Mitteln zur Reproduktion der Arbeitskraft entgegen – der Eindruck, dass die Natur ohne menschliches Zutun die Güter und Nahrungsmittel vermehrt. In seinen Ausführungen zur Grundrente zeigt Marx hingegen, dass die Nahrungsmittelproduktion zwar die ursprünglichste Form der Arbeit ist und sich für die Produzenten aus notwendiger und Mehrarbeit zusammensetzt, dies jedoch in den weiteren Teilungen gesellschaftlicher Arbeit unberücksichtigt bleibt. Die Physiokraten setzen auf die Grundrente als Einkommensquelle, unter Verweis darauf, dass die Landarbeiter und einfachen Pächter ihre Reproduktionskosten erwirtschaften können. Doch Mehrwert wurde zu allen Zeiten produziert und die Grundrente unterwirft sich das produktive Kapital und damit die gesamtgesellschaftliche Revenue. Entsprechend müssen die landwirtschaftlichen Produkte versilbert und in den Handel gebracht werden und die Physiokraten sehen sich in der Rolle der Ernährer der Gesellschaft. Sie sind auch auf die Pächter, die frühen industriellen Kapitalisten angewiesen, um sich den

⁵⁴ S. h. hierzu S. 244 f.

Extraprofit über die Monopolisierung des Bodens zu sichern. Ferner werden die Bedingungen der Mehrwertproduktion schon durch die Konkurrenz zwischen Pächtern und Landarbeitern aufrechterhalten – wenn Erstere den Durchschnittsprofit nicht erwirtschaften, gehen sie entweder unter oder müssen das Lohnniveau unter die Reproduktionskosten der Landarbeiter senken. Auch wenn zu Zeiten der Physiokraten die Bedingungen kapitalistischer Produktion nicht vollständig entwickelt waren, bringen sie den Prototyp des industriellen Kapitalisten – den Pächter hervor und ihr Herrschaftsverhältnis über die Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums gründet in den feudalen Abgabepflichten (Naturalrente, Arbeitsrente, Geldrente, Metäriewirtschaft, Parzelleneigentum) – so Marx Ausführungen im dritten Band des Kapitals. Foucault hingegen stellt die Physiokraten in ihrer naturwüchsigen Einheit mit den Bedingungen des Bodens als Quelle des gesellschaftlichen Reichtums dar, weshalb auch der Konsum, der Tausch im Mittelpunkt einer Werttheorie stehen.

Die Analyse der Reichtümer bleibt ein Oberflächenphänomen – dem man dieselbe Kritik wie Adam Smith antragen muss, da sie an der Zirkulationssphäre orientiert bleibt und zwar um eines Vergleichs mit den Strukturen der Sprache willen. Was durch den Warentausch verschleiert wird, die sachliche Gestalt der gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen kann durch eine Taxonomie der Zirkulationsformen der Reichtümer auch nicht entschlüsselt werden. Einer *Analyse der Reichtümer* widerspricht schon der Begriff der Analyse und hier bleibt sie an deren dinglicher Natur – Foucaults mechanischer (metaphysischer) Materialismus kleben.

6.2. Die Auflösungserscheinungen des klassischen Repräsentationsanspruchs als Universalsprache und die Grenzen der Repräsentationskraft des Geldes.

Die historischen ökonomischen Tableaus nehmen Maß an der Grammatik und den allgemeinen Strukturen der Sprache. Der Utilitarismus bildet die Ausgangsposition und die Entstehung des Werts wird diskutiert – der Tausch von Gebrauchswerten, ihre Realisierung im Konsum. Die Unterscheidung von Gebrauchswert und Wert bleibt jedoch vage, ihre Dialektik wird nicht begriffen. Erst im Tausch werden die Gegenstände menschlicher Bedürfnisse als nützlich erachtet; man geht immer von einem Gleichgewicht im Warentausch aus und er gilt auch als öffentliche Ordnung. So entsteht ein Markt, wobei unter den Theoretikern des klassischen Zeitalters wenig über die entstehende Konkurrenz nachgedacht wird und auch die Grundlage der Preisbildung – die Arbeit nicht genannt wird. Die Gebrauchsgegenstände gelten als Bemessungsgrundlage – wie der Wert entsteht bleibt uneinsehbar. So beruht die Bildung des Tauschwertes angeblich auf Einigungsprozessen; die Angaben bleiben ungefähr, weshalb man in der Klassik davon ausging, dass die individuellen Bedürfnisse preisbestimmend wären. Die Bezugnahme der verglichenen Güter bleibt somit höchst instabil und die Nützlichkeit erscheint als Folge des Warentauschs. Doch tatsächlich verändert der Warentausch nicht die Werte, vielmehr ist Bedingung seiner Möglichkeit, dass die Waren zu ihren Werten getauscht werden. Allenfalls die Preise werden hinter dem Rücken der Produzenten auf dem Markt objektiv korrigiert – die Besonderheit der Ware Arbeitskraft – Quelle von Mehrwert zu sein, kommt nicht zur Sprache. So wird die eigentliche Quelle des Mehrwerts nicht genannt, vorherrschend bleibt die physiokratische Meinung, wonach aller Reichtum der Natur entspringt. Die Warenzirkulation und das Geld in seiner Vermittlungsfunktion übernehmen die Repräsentation.⁵⁵ Doch während die Utilitaristen voraussetzen, dass alles einen Wert hat, was die menschlichen Bedürfnisse befriedigt, resultiert für die Physiokraten der Wert, wie schon gesagt aus der vorwiegend landwirtschaftlichen Produktion, bzw. aus der Natur. Die Letzteren mystifizieren die Unerschöpflichkeit der Natur freilich noch dazu in der männlichen Gestalt Gottes. Während sich somit die Utilitaristen am Warentausch orientieren und dieser konstitutiv für die

⁵⁵ Ebenda, S. 251.

Wertbildung ist, entsteht der Wert für die Physiokraten aus der Natur als einem immer größeren Schöpfungsprozess von Reichtümern. In jedem Falle entstehen Repräsentationssysteme, die einen nehmen die Rolle der industriellen Kapitalisten ein und sind mit den Zirkulations- und Verwertungsprozessen konfrontiert, die anderen spekulieren auf das Monopol.

Foucaults Interesse ist es, die verschiedenen empirischen Gebiete seiner archäologischen Methode unterzuordnen, wie sie mit einer Taxonomie vergleichbar wird. Diese subsumiert sich somit die Analyse der Reichtümer, die Naturgeschichte und die allgemeine Grammatik. Dabei nimmt die Werttheorie für die anderen Bereiche Modellcharakter an, am Wert hängen „satzartige Gebilde“ und tatsächlich stiftet er eine Struktur an Tauschbeziehungen – wenngleich ein Strukturalismus und noch dazu in einer so verallgemeinerten Form Mystifikation bleiben muss. Seine beziehungsstiftende Funktion wird sogar mit der zentralen Funktion der Verben verglichen und alle drei genannten Ordnungssysteme werden gemeinschaftlich auf eine bloße Zeichentheorie reduziert. Von ihren inhaltlichen Aspekten, von ihrer Inkommensurabilität hinsichtlich gesellschaftlicher und natürlicher Eigenschaften wird dabei abgesehen. Eine so formalisierte, abstrakte Subjekt-Objekt Beziehung erlaubt keinen Einblick in widersprüchliche Strukturen. Das monetäre System wird auf Analogien zur allgemeinen Grammatik hin untersucht, wobei an den Preisen die inhaltlichen Bezugnahmen zwischen Sprache und Geldzirkulation festgemacht werden.⁵⁶ Man kann darin eine Kritik der Sprache sehen, aber im Gegenzug auch die Tendenz der Fetischisierung ihrer Strukturen und ihrer Begrifflichkeit; Foucault schafft eine höchst ambivalente Vergleichssituation. Die Überwertung des Wahrheitsanspruchs der Sprache zeigt sich sogar in ihrer Gleichsetzung mit der Mathematik. Die Forcierung der Taxonomie ist somit ohne die Fetischisierung des vergleichenden Diskurses nicht zu haben, Foucault muss gewisse Unterscheidungsmerkmale aufrechterhalten. So geht die exemplarische, priorisierte Funktion der Sprache stets mit ihrer Brüchigkeit und Unabgeschlossenheit einher. Das entspricht einerseits ihrer authentischen Entwicklung, andererseits werden ihre Vielfältigkeit und Geschichtlichkeit überwertet, die die damit verbundene Fetischisierung nicht rechtfertigen können. Sprache und Rationalität sind nicht wechselseitig substituierbar, auch wenn Erstere als Erscheinungsseite die Rationalität abzubilden vermag. In sich bleibt die Sprache viel zu inkonsistent, um die Bedingungen einer eindeutigen Erkenntnisfunktion gewährleisten zu können, und Foucault fordert stets ihre Begleitung durch eine Metasprache – die Schichtungen der Diskurse, der enzyklopädische Charakter der archäologischen Methode. Die Sprache nimmt somit eine netzartige Struktur an, sie ist polydimensional und nur in ihrer Mehrdeutigkeit kann sie auch einen universalen Anspruch geltend machen. Doch eine solche überkomplexe epistemologische Konzeption kann den Einzelwissenschaften, die den strengen Kausalgesetzmäßigkeiten folgen müssen nur schwerlich gerecht werden. Auf den notwendigen Determinismus der Naturgeschichte kann eine Metasprache, wie sie Foucault als Wahrheitskriterium fordert kaum eingehen. Die Überdeterminierung der Sprache einerseits, ihre Unterdeterminierung andererseits fangen jedoch auch andere Bereiche ab; Foucaults Taxonomie ist elastisch und will den Eigentümlichkeiten ihrer Gegenstände gerecht werden. Methodisch wird dabei von der Klassik her wieder die Ähnlichkeit geltend gemacht. Zwischen den deskriptiven und der determinierenden Eigenschaften der Sprache wird nicht unterschieden, ferner auch nicht zwischen ihren eigentlichen Gegenständen und den Bedeutungen, die sie ihnen zuschreibt. Eine Kritik der klassischen Werttheorie wird jedoch nicht möglich, Foucault kann sich nicht erkenntnistheoretisch festlegen, ohne eines seiner Gebiete, die er im Tableau zusammenführen will zu verlieren, im Übrigen bleibt die Erscheinung der Gegenstände, wie überhaupt ihre Visualisierbarkeit das dominierende Erkenntniskriterium. Gesellschaftliche und ökonomische Widersprüche werden dadurch nicht mitumfasst. Während die

⁵⁶ Ebenda, S. 254.

Naturgeschichte auf die Beobachtung und die Anschauung verwiesen ist, würde die zweite, von den Menschen gemachte Natur, ihre eigene Geschichte, ihre Gesellschaftsformationen eine andere Haltung zum Erkenntnisgegenstand erforderlich machen, dennoch sucht Foucault eine Basis ihrer Vergleichbarkeit. So stellt sich die Frage, ob er die Möglichkeiten der Sprache hintertreibt und diese um ihrer repräsentativen Kraft willen mystifiziert. Einerseits lassen sich durch die Sprache beliebige Gegenstände beschreiben, andererseits wird sie nur durch ihren Repräsentationsanspruch zur Ontologie im Sinne einer Universalsprache.⁵⁷ Die Deduktionen der Gegenstände der Wirklichkeit aus der Sprache bzw. dem Denken bestehen im Idealismus bis heute fort und sie stand lange nicht im Widerspruch zur Entwicklung der empirischen Wissenschaften. Die Klassik ist noch von einem unendlichen, metaphysischen Erkenntnisanspruch beherrscht, objektive Widersprüche sind ihr fremd. Man kann es auch so ausdrücken, dass die Ontologie zunächst einmal alle Gegenstände der Wirklichkeit zu systematisieren versucht, das Subjekt der Ontologie ist noch kein menschliches und die Sprache wird mit einer hohen Darstellungskraft, die Dinge vorzuführen aufgeladen – so bei Hegel. Am Ende des klassischen Zeitalters, an der Wende zum 19. Jahrhundert tritt mit ihm der Anspruch auf die Erkennbarkeit der Wirklichkeit in den Mittelpunkt, die bisher ungelösten Widersprüche der Metaphysik werden neu aufrollt. Hier ist die Vergleichssituation noch offen, die verschiedenen Gebiete treten in eine heuristische Wechselwirkung, das anschauliche, gegenständliche, aber auch systemische Denken der Taxonomien wird maßgeblich, wofür man ebenfalls Hegel als Kronzeugen nennen kann. Ferner wird die Sprache als solche zum Thema, auch aufgrund der Erschließung fremder und historischer Sprachen. So sind die Gebiete, die Foucault zu einer Taxonomie zusammenführen will nur die Rohlinge für die Entwicklung weiterer Einzelwissenschaften und er entzieht m.E. einer Ideologiekritik an seiner archäologischen Methode die Basis, indem er die Entwicklungsstadien der Wissenschaften in weit auseinander liegenden Zeiträumen vergleicht. Die Sprache versetzt die sich entwickelnden Wissenschaften in die Lage, sich zu artikulieren, das Wissen will praktiziert werden, es steht nicht mehr als ontologische Welterklärung im Raum.

Die modernen philosophischen Systeme, insbesondere die politische Ökonomie werden sich von der Ontologie emanzipieren, ohne den Fundus der klassischen Epoche aufzugeben. Es sind gerade die Inhalte, die sich der Systematisierung zu widersetzen beginnen und in ihre objektive Widersprüchlichkeit zerfallen. Neue Bedeutungen treten auf und machen andere Zuschreibungen erforderlich. Die Ontologie wird fortan bis in die Gegenwart aktualisiert und überprüft, aber auch die Erscheinungsformen der Wirklichkeit, ihr Status, die Frage nach dem An sich wird fortan zum Thema. Die in der Klassik gründende Taxonomie wirft bereits die Fragen der Subjekt-Objekt Beziehung auf und sie löst sich von ihrem starren Hintergrund, wenn sie die Suche nach den Zuschreibungen aufnimmt. Hier wird, so Foucault das moderne Denken immer wieder die Bezugnahmen durchstoßen und infrage stellen, wofür er den Strukturalismus als innovative Haltung stark machen will.⁵⁸

Foucault beschreibt die Repräsentation als treibendes Moment aller Systematisierungsbestrebungen, doch als überkomplexes Paradigma wird sie vor allem historisch eingegrenzt. Hier wirken aus seiner Sicht die Sprache und die anderen genannten Bereiche methodisch zusammen, wobei Erstere, wie schon gesagt für die Darstellungskraft der Repräsentation maßgeblich ist. Die Wissenschaften treten überhaupt erst durch diesen Universalismus aus ihrem dunklen und verborgenen Zustand heraus. Neue Möglichkeiten der Verständigung und des Vergleichens treten wie gezeigt auf, die Diskurse verlieren ihren rein kompilatorischen Charakter und treten aus ihrer Isolation heraus. Das Wissen befreit sich von überflüssigem

⁵⁷ Ebenda, S. 258.

⁵⁸ Ebenda, S. 260.

und überkommenem Ballast. So wurde die Taxonomie möglich, wie sie bereits ein hohes Maß an Austausch und Vernetzung voraussetzt. Doch was im Modellfall einer Universalsprache noch vergleichbar erscheint, erweist sich in der Praxis als schwer überschaubare Gemengelage. Schließlich zerfällt der Repräsentationsanspruch, dessen Rahmenbedingungen zu starr sind und tritt gegenüber den vielfältigen menschlichen Artikulationsformen in den Hintergrund. Hier will sich eine Erkenntnis nach menschlichem Zuschnitt ihren Raum geben und den Käfig der Repräsentation verlassen. Doch Quichotte, so Foucault wird letztmalig Teil einer Repräsentationsform, weil er in seiner Überidentifikation mit den Romanfiguren auf sich selbst Verzicht tut und in seiner „Selbstaufhebung“ einen konsequenten Weg geht. Auf der anderen Seite wird die Repräsentation in den Selbstinszenierungen verschiedener Figuren – Foucault zitiert de Sade noch einmal wichtig. Die Individuen und allgemein die intersubjektiven Beziehungen gewinnen gegenüber der Repräsentation an Bedeutung, auch wenn die letzten Protagonisten der Klassik noch an ihrer Widersprüchlichkeit scheitern. So gelangt das Zeitalter der Repräsentation an seine Grenzen, wobei es noch seine letzten Möglichkeiten ausspielt.

7. Die eigentliche Transformation der Erkenntnis: Vom visualisierten zum kognitiven Bezug

Die Auflösung der Repräsentationskultur durch andere, empirische und der Relativität der menschlichen Erkenntnis angemessenere Formen des Zugangs zur Wirklichkeit vollzieht sich, wie schon gesagt eruptiv und Foucault ist generell bestrebt, die Diskontinuität und Brüchigkeit der Diskurse geltend zu machen – große Erzählung, die keine sein soll. Eher schon gehört zur archäologischen Methode eine beständige Störung und Umkehr der Denkrichtung. Sie durchkreuzt ferner klassische Kategorien; andere Organisationsformen des Wissens wie seiner Gegenstände werden wichtig und Foucault macht die Analogie und die Folge geltend.⁵⁹ Die Bedingungen des Vergleichens werden komplexer und bloße Klassifikationen werden überschritten; die kausalen Beziehungen finden stärkere Berücksichtigung. Die Bezugnahmen lassen sich nun nicht mehr einfach aus den Tableaus, wie aus einem Koordinatensystem herauslesen, das Tableau wird abstrakter, die späteren Jahrhunderte begnügen sich nicht mehr mit einer bloßen Nomenklatur und verlangen nach inhaltlichen und kausalen Zuordnungen, die Vergleiche der besagten Gebiete werden tiefer. Ferner ist das Wissen in seiner Darstellbarkeit von der Geschichte abhängig – wie Hegels geschichtsphilosophisch angelegtes System zeigt. Die Taxonomie – zugespitzt und bildlich ausgedrückt nimmt somit Form an, sie tritt in die Sukzession, die Gegenstände lassen sich in ihrer Prozesshaftigkeit darstellen – die Leistung von Hegel. Dagegen war die klassische Repräsentation mehr räumlich ausgerichtet, mehr Projektionsfläche einer prästabilisierten Harmonie, in der jeder Gegenstand seinen festgefügtten Platz einnahm. Im 19. Jahrhundert beginnt die Philosophie alles infrage zu stellen – der Kritizismus, sie hinterfragt die Bedingungen und die Grenzen der Erkenntnis und die Dialektik wirft die Gegensätze, die objektiven Widersprüche auf – sie sucht nach einer anderen Basis, wofür die Geschichte wegweisend wird. Für Foucault ist diese Hinwendung zur Sukzession, wie schon gesagt das Charakteristikum der neueren Philosophie und sie erfordert eine andere Haltung zur Wirklichkeit, muss deren Gegenstände anerkennen. Dabei entstehen die Einzelwissenschaften und die Erkenntnis, der Zugang zur Wirklichkeit hat sich grundlegend geändert. Daraus ergibt sich eine unabweisliche Konkurrenzsituation für die Philosophie, die künftig vor allem nicht mehr an der Geschichte vorbeikommt. Somit wird das Paradigma der Repräsentation mehr oder weniger unvermittelt durchbrochen, die Realien, die Gegenstände der Wirklichkeit treten jenseits dieses Paradigmenwechsels in einen neuen Zusammenhang.

⁵⁹ Ebenda, S. 270.

Als wichtige Kategorie tritt hier mit Adam Smith die Arbeit als Grundlage der gesamtgesellschaftlichen Revenue auf den Plan, während vorher, wie schon gesagt der Utilitarismus das Bedürfnis als diffuse Bemessungsgrundlage des Vergleichens geltend gemacht hatte. Die Kategorie der Arbeit, wenn auch kein absolutes Novum, so Foucaults weitere Ausführungen stiftet eine andere, sogar quantifizierbare Ordnung, welche die hedonistische Sicht auf die Reichtümer ablöst.⁶⁰ Alle künftigen Analysen der Reichtümer führen immer wieder auf die mit dieser Kategorie ungelösten Widersprüche zurück. Arbeit tritt als notwendige Existenzgrundlage der Menschen hervor, ferner wird deutlich, dass die Nahrungsmittelproduktion die ursprünglichste Form der Arbeit darstellt und die Waren werden fortan danach bemessen, welches Quantum an Arbeit ihnen einverleibt wurde. Damit wird ein Begriff eingeführt, der die Produktivitätssteigerung und alle mit ihr in Verbindung stehenden geschichtlichen und gesellschaftlichen Veränderungen (wie die organische Zusammensetzung des Kapitals, absolute und relative Mehrwertproduktion) berücksichtigen kann. Smith orientiert sich an der Warenproduktion, wonach die getauschten Waren aus der Zirkulation herausfallen und schlussendlich in die Konsumtionssphäre übergehen. Die Bedürfnisse mögen der Antrieb des Warentauschs sein, ausgetauscht werden die in den Waren enthaltenen Arbeitsquanta – tote, vergegenständlichte Arbeit. So bleibt er nicht bei der äußerlichen Analyse oder vielmehr der Darstellung der Reichtümer stehen, sondern hinterfragt ihre Herstellung, wenngleich die drei Bereiche der Distribution, des Austauschs und der Produktion des Reichtums noch nicht in ihrer Wechselbeziehung darstellbar werden. Smith steht insofern für den Paradigmenwechsel, als er abseits der Analyse der Reichtümer eine Systematik in die politische Ökonomie hineinträgt.

Auch die Naturgeschichte knüpft zunächst an die klassischen Zuschreibungen an und geht von den besonderen Exemplaren zu den allgemeineren Merkmalen, der Gattung. Dabei erweisen sich die Merkmale des Besonderen als bestimmend für die Entwicklung einer Ordnung. Umgekehrt werden durch die Taxonomien alle Bestimmungsmerkmale erfasst. Doch der stets visualisierbare Vergleich tritt nun in den Hintergrund, die Repräsentation der verschiedenen Exemplare durcheinander ist nicht mehr hinreichend, und wird durch abstrakte Systematiken ersetzt. Diese korrespondieren, so Foucault mit Smith's Transformation der politischen Ökonomie durch die Kategorie der Arbeit.⁶¹ Die künftigen Klassifikationen sind, soweit es nicht ein unbedingt sachliches Erfordernis ist, nicht mehr horizontal orientiert. Somit werden die Schnittmengen der gemeinsamen Merkmale für die Bildung der Hierarchien maßgeblich. Teilweise überschreiten einzelne Merkmale die Artgrenzen und machen neue, abstraktere Zuordnungen erforderlich. Dabei spielt das Umschlagen von Quantität in Qualität für die Bestimmung der wesentlichen Merkmale eine große Rolle. Ferner wird die bisherige Repräsentation durch die Zuweisung von Funktionen ersetzt. Die Reproduktions- und Stoffwechselvorgänge lassen sich nun beschreiben und die wichtigsten Funktionen stehen in der Hierarchie an oberster Stelle, ferner wird die Frage nach der Entstehung des Lebens virulent. Die Komplexität der Anatomie der Tiergattungen, aus denen sich Entwicklungsstadien herauslesen lassen, findet noch Berücksichtigung, dennoch werden auch andere Organe wie überhaupt eine systemische Betrachtung wesentlich. Dabei treten die Kausalbeziehungen in den Vordergrund und die Klassifikationen verlangen fortan Zuschreibungen entsprechend der Funktion. So werden die bisher horizontalen Tableaus durch vertikale Bedeutungszuschreibungen ergänzt.⁶² Es zeigt sich, dass die historische Klassifikation nicht zum Wesen der Gegenstände der Natur vordringt – lineare Zuordnungen funktionieren nicht mehr. Zwar hat die alte Nomenklatur für die empirischen Wissenschaften bis heute eine große Bedeutung, dennoch entsteht nun ein Dualismus zwischen der Sprache

⁶⁰ S. 275 f.

⁶¹ Ebenda, S. 280.

⁶² Ebenda, S. 284.

und den Gegenständen; die Naturgeschichte im Sinne der bisherigen großen Erzählung wird brüchig. Foucault fasst die drei Erkenntnisconstituierenden Gebiete wie Sprache, politische Ökonomie und Naturgeschichte unter dem Paradigma der Organisation zusammen. Dabei beginnen sich nun horizontale und vertikale Bezugnahmen zu durchkreuzen; sie eröffnen neue Dimensionen und neue Problemfelder. Immer wieder wird dabei deutlich, dass die sichtbaren Merkmale keine verlässliche Wesenserkenntnis mehr garantieren; Foucault spricht von einer Faltung der taxonomischen Erkenntnis, während mit der Repräsentation ein unmittelbarer Erkenntnisanspruch einherging.⁶³ Schließlich wird der Gegensatz von Leben und Tod formulierbar.

Die Sprache der Klassik war ein Herrschaftsinstrument, ein unmittelbarer Ausdruck von Herrschaft. Ihr Repräsentationsanspruch war wirkungsmächtig und verlieh den künftigen Entwicklungen der Wissenschaften eine große Schubkraft. Ihr universeller Erkenntnisanspruch kulminiert in Hegels System. In dieser Zeit erfuhren auch die vergleichenden Sprachwissenschaften eine Fortentwicklung. Ferner gehörte zur Repräsentation die Vorführung der Gegenstände, was zu deren Demystifikation beiträgt. Im Übrigen wird die Sprache nicht nur zum Erkenntnisinstrument aufgewertet, sondern sie wird metasprachlich gesehen auch Denkmodell der Erkenntnis der anderen Bereiche. So metaphysisch die Sprache dabei auch interpretiert werden mag, so hat sie doch einen Ursprung und bleibt eine menschliche Lebensäußerung. Das zeigt sich darin, dass die Linguistik eine selbstverstärkende Aufwertung erfährt. Die vergleichenden Sprachwissenschaften belegen den Erkenntnisgewinn durch die Sprache, so wird eine Bestandsaufnahme über die Sprachfamilien, ihre Ähnlichkeiten und ihren Umfang vollzogen. Dabei zeigt der Vergleich die gemeinsamen Merkmale einer Ursprache, Anhaltspunkte sind die Veränderung der Wortwurzel, die Ähnlichkeit zwischen den Flexionssystemen. Die allgemeine Grammatik gewinnt an Bedeutung, die wesentliche Veränderung gegenüber dem bisherigen Repräsentationsanspruch besteht aber nun im Erstarren der Subjekt-Objekt-Beziehung, das Subjekt tritt in Aktion, die Geschichte wird wichtig. Dabei nimmt die Sprache nun zunehmend andere Gestaltungsmöglichkeiten in Anspruch, um die Bezugnahmen auszudrücken, sie wird komplexer und entwickelt für ihre Zuschreibungen eine abstrakte Systematik. Diese Aufwertung der grammatischen Beziehungen kommt Foucaults strukturalistischen Ansprüchen entgegen, der in der Metasprache eine Erkenntnisinstanz sieht. Zwischen die bisherigen horizontalen und wechselseitigen Bezugnahmen der Erkenntnisgegenstände tritt nun das aktivierte Subjekt, wie in der Arbeitswertlehre von Adam Smith deutlich wird und das neue Erkenntnismodell fragt nach den Beziehungen zwischen Wesen und Erscheinung. Anders gesagt: der abbildliche Bezug des alten Repräsentationsmodells modifiziert sich zu einem strukturalistischen Erkenntnismodell; die visuellen Bezüge werden durch kognitive abgelöst mit dem Fokus auf die kausalen Beziehungen. Fortan korrespondieren somit kausale und sprachliche Strukturen, wobei der menschliche Bezugsrahmen der Erkenntnis wichtig wird. Dabei hat sich die Repräsentation in Foucaults Augen iteriert; sie weist über sich selbst hinaus.⁶⁴ Der Bezug auf die Erscheinungen schlägt gewissermaßen in sein Gegenteil um, als Bezug auf das Wesen – eine Wende von der Erkenntnisgewissheit über die Visualisierung zu den sprachlichen Strukturen. Das Wesen liegt gewissermaßen unter dem Tableau und ist, wenn man den metaphysischen Standpunkt einnimmt auch nicht erreichbar. Jenseits der Repräsentation entsteht nun eine neue Ordnung, die in das Innere der Dinge vordringt. Dabei muss sich das Subjekt viel mehr als bisher engagieren, um die inneren Strukturen der Gegenstände zu verstehen. Die Erkenntnis wird nun geschichtlich, ihre Kontextualisierung verändert sich gegenüber der bisherigen Repräsentation. Dabei sucht die neue Wissensform neben ihrem bisherigen universalen

⁶³ Ebenda, S. 286.

⁶⁴ Ebenda, S. 295.

Anspruch auch nach einem festen Grund, nach der „inwendigen Repräsentation“, nach dem was sie ausmacht und Foucault will dieses Paradigma nur schwer aufgeben, sucht vielmehr nach ihrer Erweiterung und Umgestaltung. Anders gesagt, die Repräsentation bricht von innen her auf, verliert ihre Geschlossenheit und Oberflächlichkeit.

Mit der Entstehung der philosophischen Lager, den klassischen Antipoden, dem hartleibig geführten Universalienstreit, der in die modernen Auseinandersetzungen mündet, wird die Repräsentation noch mal zum Gegenstand neuer Bewertungen. Die Ideologie vereinnahmt sie für sich und tritt mit dem Anspruch auf eine universale Erkenntnis auf. Sie hinterfragt nicht ihre eigenen Entstehungsbedingungen und unterstellt ihren Wahrheitsanspruch jeder Wissenschaft. Sie ist schon im Sinne des marxistischen Ideologiebegriffs Fortführung der Repräsentation als Herrschaftsanspruch. Die Repräsentation kommt der Ideologie gelegen und wird sogar als Manifestation des Denkens ausgewiesen. Dabei verteilt nun die Ideologie Bewertungen und Zuschreibungen an Rationalität und stellt ihre begriffliche Nomenklatur in den Raum. Dem Denken werden dabei vielfältige Bewusstseinstätigkeiten zugesprochen und diese Debatte wird sich in Hegels sorgfältiger Unterscheidung zwischen Bewusstsein und Selbstbewusstsein niederschlagen. Ganz anders sucht jedoch bekanntlich der Kritizismus nach dem Begründungskontext der Erkenntnis. Die Inhalte der Repräsentation interessieren Kant nicht – nicht ihr universeller Anspruch, sondern ihre Bedingungen werden wichtig. Beide Erkenntnisformen begründen somit einen Universalismus – diesseits und jenseits der Repräsentation. Während die Ideologie eine Stellvertreterrolle der Repräsentation annimmt, wofür man Hegels System anführen kann, in dem die Repräsentation gewissermaßen durch die Strukturen des Bewusstseins vorgeführt wird, das enzyklopädischen, geschichtlichen und darstellenden Charakter hat – die Ideologie als Inszenierung – versteht sich der Kritizismus als ihre rationale und epistemische Abwehr und stellt ihre Bedingungen infrage. Foucault verweist auf die Mathesis, welche den Hintergrund der entstehenden Wissenschaften bildete und hier war die Übereinstimmung zwischen einer Metawissenschaft und den empirischen Wissenschaften größer, als hinsichtlich der Situation der späteren philosophischen Lagerbildungen. Die historische Ordnungswissenschaft war auf einen Vergleich zwischen den Repräsentationen und auf Kontinuität angelegt; dazu nahm sie einfache Kategorien in Anspruch. Die Erforschung des Subjekt-Objekt-Bezuges, die Krise der Erkenntnis ist ein späteres Phänomen, dem weiterhin der ontologische Anspruch entgegensteht, die Repräsentationen wechselseitig zu begründen. Auch wenn die Repräsentation sich als Paradigma erschöpft hat, zieht sie Foucault weiterhin als Vergleichsbasis heran, und er stellt ihren lebensweltlichen Bezug heraus. Ihre Transzendierung, der damit verbundene Anspruch auf die unmittelbare Subjekt-Objekt-Identität geht m.E. sogar über den bisherigen Universalismus hinaus. Arbeit, Leben, Sprache erweisen sich aus Foucaults Sicht in jedem Falle als robuste unhintergehbare erkenntnistheoretische Einstellungen – Votum für die Lebensphilosophie. Da von Kräften die Rede ist, besteht eine Affinität zu den jüngeren Formen des subjektiven Idealismus. Hier rufen subjektive Setzungen die Gegenstände der Wirklichkeit hervor, die Begründungsstruktur der Wirklichkeit liegt völlig auf der Seite des Subjekts. Die ursprüngliche Repräsentation wird entsprechend eingeschränkt und es entsteht der Positivismus.⁶⁵ Der Kritizismus entmachtet so die Repräsentation, aber er löst sie ebenso wenig wie die Ideologie vollständig auf, vielmehr entsteht eine Phänomenologie, welche ihre Beobachtungen genau protokolliert, während die Erkenntnis des An sich in den Hintergrund geschoben wird. Die drei oben genannten erkenntnistheoretischen Felder werden auf der empirischen Seite stark gemacht, dennoch macht der Positivismus den transzendentalphilosophischen Dualismus m.E. stets ideologisch geltend. Insgesamt schafft der Kritizismus für die Repräsentation eine völlig andere Bedingungslage, er schwächt und beschränkt sie in ihrem Geltungsanspruch. In jedem Fall, sei es unter dem Druck der

⁶⁵ Ebenda, S. 302.

Ideologie oder stärker, unter dem des Kritizismus wird die Repräsentation in ihrem Anspruch modifiziert. Ferner konkurrieren mit ihr auch Ordnungs- und Systematisierungsansprüche der Einzelwissenschaften – nicht zuletzt mit der Mathematik, die ohnehin als Universalwissenschaft auftritt. Zwar trennen sich induktive und deduktive Verfahrensarten, immer wieder stehen jedoch einzelwissenschaftliche Systematisierungsbestrebungen im Raum, die den Dualismus zu überwinden suchen. Die Beschreibung der empirischen Bedingungen wird für künftige Epochen zur Herausforderung – insofern sich, wie gezeigt eine virulent strittige Gemengelage um die Wahrheitsansprüche der Einzelwissenschaften und der Philosophie herausbildet. Dabei bietet allen voran die Mathematik Lösungsvorschläge für eine Universalwissenschaft an, die jedoch nicht überbewertet werden sollten. In der Klassik wurden die Vereinheitlichungsbestrebungen der empirischen Wissenschaften positiv aufgenommen. Dabei stand ihr enzyklopädischer Charakter im Vordergrund. Im 19. Jahrhundert steht jedoch der Geltungsanspruch der Mathesis auf dem Prüfstand; wobei der allseitige Anspruch früherer Systeme verloren geht. Künftig wird der universale Anspruch sehr abstrakt und transzendental und die Philosophie nimmt bekanntlich zum empirischen Wissen ein hegemoniales Verhältnis ein, sei es nun, dass unter dem Einfluss des Kritizismus die empirischen Daten relativiert werden, sei es, dass die transzendente Begründungsstruktur und der Dualismus offen zutage treten. Für die Begründungsstruktur der Erkenntnis wird somit entweder Rekurs auf die Logik genommen, oder es werden die Grenzen und Erweiterungsmöglichkeiten des transzendentalen Subjekts ausgelotet.⁶⁶ Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Vorführung der Gegenstände der Natur durch die Repräsentation nicht mehr hinreicht und verschiedene Strategien gesucht werden, die Subjekt-Objekt-Beziehung zu begründen. Foucault verweist dazu immer wieder auf die drei erkenntnistheoretischen Einstellungen des Menschen, wie Arbeit, Leben, Sprache. Dabei will er klären, inwieweit ein historischer, seit der Repräsentation brüchig gewordener Diskurs in die Gegenwart hineinragt, wie die drei Haltungen die Grenzen der Repräsentation überwinden. So stellen die historischen Verfahren für die künftigen Ordnungsansprüche nur noch Orientierungshilfen dar. Kausalität und Geschichte werden fortan die treibenden Momente der Erkenntnis. Die Gegenstände der Natur treten einerseits in engeren Bezug, andererseits tun sich Abgründe auf, wo früher äußere Ähnlichkeiten Gemeinsamkeiten stifteten. Die Erkenntnis ist im Umbruch, revolutioniert sich, im Sinne Foucaults fortlaufender Dekonstruktion. Dennoch wird m.E. das archäologische Verfahren überbewertet – zu Lasten der Verständlichkeit und m.E. auch zu Lasten eines Erkenntnisfortschritts. Foucault setzt auf den Diskurs als Fließbewegung, doch seine Ausführungen bleiben zu allgemein und nehmen damit einen dogmatischen Charakter an, ferner stehen die drei erkenntnistheoretischen Haltungen weiterhin unter der Hegemonie der Sprache.

8. Der Durchbruch des Vitalismus – die Substitution des Universalismus der Repräsentationskultur durch den Perspektivismus – Dekonstruktion par excellence.

Auch im Folgenden wird die Heranbildung der drei erkenntnistheoretischen Haltungen weiter kommentiert:

Demnach will Adam Smith die ökonomischen Beziehungen mittels der Arbeit als quantitativer Bemessungsgröße auf eine feste Grundlage stellen, hat aber Schwierigkeiten, ihren Warencharakter zu beschreiben. Die Repräsentation und ihre horizontale Vergleichsstruktur werden nur teilweise überwunden und ihm entgeht die Dialektik von Gebrauchswert und Tauschwert. Auch der Bezug der Arbeit zu den Gegenständen, deren damit verbundene Wertänderung wird noch nicht beschrieben. Vielmehr bleibt sie ganz im Sinne der Repräsentation eine simple Vergleichsgröße. Insofern ist Smith auf den einfachen Warentausch fixiert, während Ricardo die Arbeitswertlehre formuliert. Die Arbeit wird zur

⁶⁶ Ebenda, S. 305 f.

Grundlage eines variablen Werts, und damit werden die horizontalen Vergleichsbeziehungen der Repräsentation, die ihn als feste Größe behandeln müsste, ausgeschlossen. Zwar wirkt die Repräsentation in den Austauschprozessen nach, doch Ricardo zieht die Unterscheidung zwischen der Produktionssphäre und der Zirkulationssphäre ein, Arbeit wird die erste und ursprünglichste Kategorie der politischen Ökonomie. Die historischen Tableaus erklären die Geldflüsse (Quesnay), aber mit der Arbeitswertlehre wird ein erstes Beispiel für die Veränderung der Erkenntnis, ihre Orientierung auf die kausalen Verknüpfungen hin gegeben und damit verbunden auch eine Wende von der visualisierten Informationsvermittlung zur eigentlichen Analyse der ökonomischen Beziehungen:

„Seit Ricardo wird die Arbeit, in Beziehung zur Repräsentation verschoben und sich in einer Repräsentation einrichtend, die dem Zugriff der Repräsentation entzogen ist, gemäß einer ihr eigenen Kausalität organisiert.“⁶⁷

Ricardo vermag so die Geschichte der Arbeitsteilung zu berücksichtigen, die Form der Produktionsweise wird entscheidend – Grundlage für die relative und absolute Mehrwertbildung und er bleibt bei der Arbeit als grundlegender Kategorie, trotz der Komplexität des Zirkulationskapitals, der verschiedenen Einkommensarten und seinen vielschichtigen Monopolbildungen. Mit Ricardo wird die Unterscheidung zwischen der einfachen und erweiterten Reproduktion des gesellschaftlichen Gesamtkapitals möglich, ferner wird die politische Ökonomie geschichtlich – im Sinne ihres kritischen Moments. Erscheinungsform und Inhalt bzw. Entstehung des Wertes werden unterscheidbar, die Arbeitsbedingungen thematisierbar. Zu den bisher nur räumlichen Zuweisungen im Rahmen der Repräsentation tritt damit die Sukzession. Schließlich orientieren sich die jüngeren Analysen stärker am konkreten Menschen und seiner Bedürfnisnatur, während es für die Physiokraten zwiespältig blieb, ob nun die Natur Quelle aller Gebrauchsgüter sei oder die menschliche Arbeitskraft, die über die unmittelbare Reproduktion der menschlichen Existenz hinaus Bedarfsgüter zu schaffen vermag. Ricardo entmystifiziert den vermeintlichen Reichtum des Bodens als Monopolbildung. Es wird deutlich, dass die Menschen Getriebene sind – Arbeit als notwendige Existenzbedingung. Foucault drückt dies existenzialistisch aus, wonach in jeder menschlichen Unternehmung und Innovation die Existenz neuerlich aufs Spiel gesetzt wird. Ricardo zeigt die Schwierigkeiten der Nahrungsmittelproduktion, dass sie ursprünglich weite Teile der Bevölkerung bindet und die weitere geschichtliche Arbeitsteilung diese Mehrwertproduktion nicht berücksichtigt. Fortan resultiert die Ökonomie aus den Überlebensstrategien – weit entfernt von der einstigen „Analyse der Reichtümer“, die sich nur auf die Geldflüsse fokussierte. Für Ricardo steht dabei die Beschränkung der menschlichen Kräfte im Vordergrund, der einstige Universalismus der Repräsentation erhält eine anthropologische Brechung, für die die Bedürfnisnatur und der „Mangel“ wesentlich werden. In den alten Ordnungsanspruch stellt sich nun das Subjekt, das um seine Selbsterhaltung kämpft, Bruch mit dem Diskurs der Repräsentation – und jeder historische Bruch mit einem Diskurs trägt auch zu dessen Demystifikation bei – hier werden die alten Ordnungsvorstellungen von der Analyse der Lebensbedingungen abgedrängt, und darin ist der rationale und epistemische Anspruch der Dekonstruktion – der archäologischen Methode zu sehen.

Ricardo zeigt – den Physiokraten entgegen, dass nur die Monopolisierung der Natur Quelle des Reichtums sein kann. So wird die gesamtgesellschaftliche Reproduktion des Kapitals durch die Grundrente bestimmt, die den Landarbeiter unter das notwendige Existenzminimum herabdrückt und den Pächter zwingt, die Produktionskosten auf diesen abzuwälzen, um seinen eigenen Untergang abzuwenden – die feudalen Herrschaftsverhältnisse bleiben

⁶⁷ Ebenda, S. 312.

durchschlagend. Maßgeblich werden die Produktionskosten der schlechtesten Böden, so Foucaults Resümee zu diesem Thema *des Kapitals*.

„Die Grundrente ist die Wirkung nicht einer fruchtbaren Natur, sondern eines geizigen Bodens.“⁶⁸

Die schlechtesten Böden bestimmen die Preise und damit die Lebenshaltungskosten. Nicht die Natur, sondern ihre Monopolisierung entscheidet über die Einkommensverteilung. Verknappung der Ressourcen und Bevölkerungswachstum begünstigen dies zusätzlich. Marx stützt sich auf die Ausführungen Ricardos, wenn er im *Kapital* beschreibt, wie die wachsende Grundrente zunächst die Gewinne der Pächter einschränkt, die wiederum ihren Profit aus der Mehrarbeit der Landarbeiter zu ziehen suchen bis hin zur Rezession der gesamten Volkswirtschaft. Dementsprechend führen die heutigen Lebensbedingungen die Verknappung der Ressourcen bei steigender Weltbevölkerung und oligarchischen Strukturen einer Weltwirtschaft vor. Es stellt sich m.E. sogar die Frage, inwieweit die Grundrente gegenüber dem Kapital dauerhaft eine priorisierte Position einnehmen kann. Das Szenario, das Ricardo beschreibt, führt jedenfalls in die politische und ökonomische Handlungsunfähigkeit. Während, so Foucaults weitere Ausführungen die Klassik die Geldflüsse und die Generierung von Reichtum beschrieb, analysiert das 19. Jahrhundert die Krisenszenarien. Diese neue Perspektive folgt, wie schon gesagt aus der Berücksichtigung der Sukzession, die Einzelwissenschaften werden geschichtlich und damit verbunden werden die Lebensbedingungen des einzelnen, konkreten Menschen relevant, jedoch nur unter negativem Vorzeichen. Die Endlichkeit des Menschen korreliert sogar mit dem Akkumulationsdrang des Kapitals, schon insofern die Produktivität durch die Zeit bestimmt wird, aber auch in Hinblick auf die terminierten Begleitumstände und Bedingungen bei der Verwertung des Zirkulationskapitals. Aus Ricardos Sicht löst sich nun aber die menschliche Endlichkeit in der Geschichte auf. Ihre wachsende Unsicherheit schlägt sich in einem allgemeinen geschichtlichen Determinismus nieder. Dabei hört entweder jede Bewegung auf, oder es werden die Bedingungen der Möglichkeit ihrer Weiterentwicklung geschaffen. Der erste Fall kann positiv dahin gehend gedeutet werden, dass die Produktion ihre Selbstbeschränkung in der menschlichen Endlichkeit findet. Die expandierende und verselbstständigte Produktion kommt zum Stillstand, da ihr keine angemessene Arbeitsmenge mehr gegenüberstehen kann. Demnach soll sich ein Zustand einpendeln, in dem die aufgewandte Arbeit den notwendigen Bedingungen der Existenzsicherung entspricht. Die Geschichte erhält einen anthropologischen Zuschnitt, schon insofern als für Ricardo die Endlichkeit das wesentliche Merkmal der menschlichen Existenz ist und sich die Geschichte nur aus dieser Bedingtheit weiter entwickeln kann.

Marx akzentuiert den geschichtlichen Determinismus deutlich negativer. Die Krise kulminiert bekanntlich im tendenziellen Fall der Profitrate, die menschliche Bedürfnisnatur und der ihr entgegenstehende progressive Mangel stehen sich unauflösbar antagonistisch entgegen. Dabei entpuppt sich die Geschichte als Enteignungsprozess, als Vermassung derer, deren Arbeit zur Reproduktion der Existenzbedingungen kaum hinreicht. Die Anthropologie, so Foucault tritt klassenspezifisch und zugleich epistemisch auf – mit radikal negativem Vorzeichen und fordert die Wiederumkehrung der auf dem Kopfe stehenden Verhältnisse ein. Einerseits verbindet Ricardo und Marx ein geschichtlicher Anspruch, andererseits fällt Marx Orientierung deutlich anthropologischer aus. So begründet Ricardo die geschichtlichen Diskontinuitäten unmittelbar auf der Endlichkeit des Menschen, wobei ein metaphysisches Subjekt durch ein endliches abgelöst wird. Durch die Geschichte hinweg wächst der Mangel für das endliche Subjekt so lange an, bis alle weiteren geschichtlichen Entwicklungen durch die Anthropologie beschränkt werden müssen. Weniger formalistisch macht Marx die

⁶⁸ Ebenda, S. 316.

Entfremdung des konkreten Menschen geltend, wenngleich der revolutionäre Impuls in Westeuropa wenig Resonanz fand und bis heute auf erkenntnistheoretische Problematiken reduziert wird. Doch nicht nur in Hinblick auf ihr Schicksal bezweifelt Foucault grundsätzlich die geschichtlichen Veränderungsmöglichkeiten der marxistischen Lehre.⁶⁹ Gegenüber dem bisherigen Universalismus tritt nun im 19. Jahrhundert der prozessuale und geschichtliche Charakter der Erkenntnis in den Vordergrund. Schließlich ist auch das Paradigma vom Ende der Geschichte anzutreffen. Vor der Anerkennung der Endlichkeit wird die Geschichte nochmals verhimmelt, metaphysische Subjekte und Usurpatoren treten auf – Hegel als Weltgeist zu Pferde und Napoleon. Zur Utopie vom Ende der Geschichte gehört auch die Versöhnung der Praxis. Noch lange ringt die Entmystifizierung der Endlichkeit mit dem metaphysischen Subjekt und wird bei Nietzsche vor ihrer endgültigen Verabschiedung pompös inszeniert.

Für die eigentliche Emanzipation von den Taxonomien werden die Entdeckung der Naturgeschichte und hier Cuvier wegweisend. Während sich die klassischen Bestimmungen an den Erscheinungen orientierten, nimmt nun die Funktion gegenüber der gegenständlichen Erscheinung den Vorrang ein. Einerseits werden somit Funktionen hinsichtlich ihrer Verschiedenheit abgrenzbar, andererseits lassen sie sich in ihrem Zusammenwirken beschreiben. Gegenüber der Ähnlichkeit beginnt die Funktion den Vorrang einzunehmen, beide lassen sich nicht mehr selbstredend einander zuweisen, der Status der Ähnlichkeit ändert sich grundlegend. Zwar spielt sie noch eine Rolle für das Wiedererkennen, die Systematik und kann Aufschluss über evolutionäre Veränderungen geben. Doch die neue, an den Funktionen orientierte Ordnung tritt mit einem rationaleren Anspruch auf. Im Übrigen begründen die nun geschichtlichen Erscheinungen die Einzelwissenschaften und die Funktionen fragen stets nach Herkunft und Struktur eines Naturgegenstands, ferner nach dem Bezug zu anderen, ihren Wechselbezügen, ohne dass die kausalen Zusammenhänge unmittelbar einsehbar sind. Dabei tritt die Kongruenz von Lebensweise und Funktionen in der organischen Welt zu Tage. Es entstehen Klassifikationen, während das Tableau nicht beschreiben konnte, was ein Lebewesen ausmacht. M.a.W., die verschiedenen Lebewesen werden fortan vermittels der Hierarchie der Funktionen, dem Bauplan des Organismus beschrieben. Gewisse Grundschemas umfassen größere Klassen, so begegnet einem bei anatomischen Studien das Skelett des Hundes „als ein in die Waagrechte gebrachter Mensch“. Gegenüber der Taxonomie wird die neue Systematik jedoch wesentlich abstrakter. Ihre Hierarchie schafft mehr als einen Paradigmenwechsel, insofern die Bestimmungen nicht mehr durch die sichtbaren Erscheinungen begrenzt werden. Mit Cuvier, so Foucaults weitere Ausführungen wird das Leben aus den allgemeinen und teilweise verborgenen Zusammenhängen begründet. Der klassische Universalismus wird aufgebrochen und Foucault sieht in Cuviers Systematik seine Dekonstruktion. So verschwindet der Naturbegriff als Folie einer gottgegebenen, metaphysischen Ordnung, auch der ausschließlich räumlich-gegenständliche Bezug hört auf. Bildlich, gemäß dem klassischen Zeitalter ausgedrückt, würde man an das, was das Leben ausmacht – die inneren Organe nur noch gelangen, wenn man sie zerstört.⁷⁰ Andererseits bliebe die Dekonstruktion des klassischen Universalismus ihrerseits transzendental, metaphysisch, wenn sie die Bedingungen des Lebens in Unerreichbarkeit entrückt. Doch tatsächlich entfalten die Organe, von denen das Leben abhängt Fernwirkungen, der Zusammenhang mit ihren Funktionen ist nicht immer unmittelbar evident und im 19. Jahrhundert werden die Zusammenhänge von Lebensbedingungen und Körperfunktionen lebhaft diskutiert. Foucault führt stets die vergleichende Anatomie für das Aufeinandertreffen von visuellen und kognitiven Informationen an, sie stiftet weitreichende und typologische Verallgemeinerungen, auch wenn die Strukturmerkmale der Lebewesen in

⁶⁹ Ebenda, S. 320.

⁷⁰ Ebenda, S. 328.

Größe und Länge stark variieren. Schließlich verhält sich ihr empirisch-mechanisches Verfahren gegenläufig zu den Systemen, die die Wirklichkeit noch aus dem Denken deduzieren. Die sich durchsetzende neue Methode der Wissenschaften ist nicht beschränkbar in ihren Anwendungen, sie durchkreuzt die alten Bezugnahmen der Taxonomie, deckt weitere Wechselbeziehungen auf und schafft neue Zuordnungen zwischen Erscheinungen und Funktionen. Dabei werden verschiedene Formen von Kausalität wichtig. Die vergleichende Anatomie gewinnt vermittels der Gegenüberstellung von Phylogenese und Ontogenese auch anthropologisch an Bedeutung. Nun lassen sich die Entwicklung des Skeletts und die Stabilisierung des Bewegungsapparats zurückverfolgen. Dabei nimmt die Komplexität diskontinuierlich zu und hieraus resultiert die Vielfalt der Arten, ferner die Erweiterung der Funktionen; so verfügen einzelne Fisch- und Vogelarten über entsprechende Spezialisierungen. Der Universalismus ist nicht völlig aufgehoben, aber er lässt sich auch nicht an einem mystifizierten Naturbegriff festmachen. M.a.W.; es bleibt ein gewisser Dualismus zwischen dem Besonderen und dem unzugänglichen Allgemeinen bestehen. Die neue diskontinuierliche Systematik führt die Unzulänglichkeit der klassischen Taxonomien vor, wie sie nur ein statisches Sein beschreiben konnten. Cuvier vertieft die Kategorie des Widerspruchs, dessen Tiefe auch bei Hegel unendlich interpretiert werden kann. Die Lebewesen der Klassik hingegen fielen aus der Zeit oder waren einem strengen, linearen Determinismus unterworfen. Hier herrschte eine universelle Harmonie vor, viele Lebewesen und deren Spezialisierungen konnten gar nicht erfasst werden, insofern das tableau eine stark vergrößerte, wenn nicht sogar eine schematische Wirklichkeitsbeschreibung verkörperte. Die Repräsentation blieb bei allem Drang zur bildlichen Darstellung, zu einem monumentalen Universalismus ungenau; höhere Formen des Wandels der Bewegung waren unbekannt. Bei Cuvier, so Foucaults weitere Ausführungen schießt nun das Leben über diesen Determinismus hinaus. Schon aufgrund ihrer Spezialisierungen isolieren sich die Lebewesen voneinander. Die Lebensformen sind stark an unterschiedliche Bedingungen geknüpft und die Interaktionsformen mit der Umwelt unterscheiden sich entsprechend. Ferner steht Lebendiges schroff und teilweise dualistisch dem Nichtlebendigen entgegen, wenngleich die Diskontinuität auch die kontinuierlichen Beziehungen einschließen soll.⁷¹ Das statische Sein hört überhaupt auf und das Lebendige ist weder räumlich noch zeitlich lokalisierbar, da der Körper auf vielfältige Weise mit der Außenwelt interagiert. Foucaults Ausführungen zeigen, dass Cuvier die Voraussetzungen für den Evolutionismus schafft und ihm zu Unrecht das Festhalten am klassischen Universalismus zugeschrieben wird. Vielmehr nimmt er, wie auch Ricardo Distanz vom linearen geschichtlichen Determinismus, der für das Weltbild der Repräsentation und eine alternativlose Unterwerfung unter eine vorgefertigte Ordnung typologisch war.

Das 19. Jahrhundert tritt mit einem deutlich geschichtlicheren Anspruch auf, schon weil die Ansprüche auf Prognosen gegenüber den Ordnungsvorstellungen steigen. Man wagt sich an andere Themen heran. Dabei wird die ausführliche diskutierte Repräsentationskultur im Nachhinein als selbstzweckhafte Ordnung diskreditiert. Die wissenschaftliche Neugier erwacht und soll vom Vitalismus entsprechende Impulse erhalten; damit geht die Hinwendung von den stummen und nahezu bewegungslosen Pflanzen zur Tierwelt einher. Hier lassen sich Leben und Tod gegeneinander halten – das Tier muss um sein Überleben kämpfen und ganz im Sinne der Typisierung dieses Denkens wird das Einzelwesen bei Hegel in der Gattung aufgehoben. Doch für Foucault ist das animalische Leben als Leben schlechthin vom Tode infiziert, die Barbarei bricht los. Zwar ist die Lebensphilosophie auch als Auflehnung gegen die gottgefällige Ordnung der Repräsentationskultur zu sehen, das Leben wird in seiner Prozesshaftigkeit radikalisiert. Doch die Natur wird durch das Leben substituiert und entsprechend versubjektiviert – das Leben reißt sich los von allem – mehr Welt- und

⁷¹ Ebenda, S. 335.

Wirklichkeitsverachtung, radikaler Negativismus als Beschwörung des Lebens. Ein rasender Vitalismus – die Furie des Verschwindens revolutioniert fortan beständig die Bedingungen der Erkenntnis und reißt ihre Wahrheitsansprüche nieder. Der einstige Universalismus wird so durch einen Perspektivismus ersetzt – uneinheitliche Gemengelage, in der die zunächst geltend gemachte Geschichtlichkeit in Diskontinuitäten und Vereinzlungen kippt, wo die Wahrheit, wenn überhaupt geduldet bestenfalls noch pluralen Charakter haben kann. Foucault macht das unberechenbare Leben gegenüber einem statischen Sein geltend. Dieser Begriff des Lebens ist höchst zwiespältig – das Leben schlägt fortwährend in den Tod um und dahinter waltet weiterhin ein unruhiges, metaphysisches Subjekt, das die Züge von Nietzsches Übermensch trägt. Durch den Begriff des Lebens und des Seins wird dies jedoch, wie bei Heidegger verschleiert. Auch bei Foucault geht das Leben über die Lebewesen, den Menschen hinaus, seine vermeintliche Prozesshaftigkeit, ins Absolute gesteigert transzendiert ihre Existenz. Hier wird ein Vitalismus aus einem negativen Impuls heraus mobilisiert, der für die Erkenntnis konstitutiv ist und Nietzsche entlehnt ist. Der Vitalismus tritt streng genommen zugleich als seine Diskreditierung auf – Dekonstruktion, die sich selbst verabsolutiert. Das Denken, die Erkenntnis zieht sich auf einen radikalen Negativismus zurück und es verabschiedet die zeitgenössischen systemtheoretischen Konstrukte auf den beiden anderen essenziellen Gebieten – der politischen Ökonomie und der Naturgeschichte. Foucault leugnet nicht den Voluntarismus, der die menschliche Bedürfnisnatur aufsprengt, für die sich die Natur als zweckmäßig wie unzweckmäßig erweist, deren anthropologisches Merkmal in ihrer Endlichkeit gründet. Hier wird die Reinform der Dekonstruktion entwickelt, die weit über die Dialektik oder über eine allgemeine Orientierung der Erkenntnis an Gegensätzen hinausgeht. Die Erkenntnis wird zur Penelope, sie tritt in einen fortwährenden Selbstauflösungsprozess; dies wird als radikales Schöpfungsprinzip interpretiert. Foucault erwartet sich jedoch von dieser negativen, transformatorischen, letztlich destruktiven Form der Erkenntnis die fortwährende Umwälzung der drei genannten Gebiete, wie sie für die menschliche Existenz wesentlich sind.

Auch die Sprache soll weiterhin an diesem Verfahren beteiligt bleiben und dafür spricht, dass sie schon sämtliche Paradigmenwechsel begleitet hat bzw. in ihnen wirksam war. Die Sprache war somit schon am inneren Wandel der Erkenntnis, an der Absage an die Repräsentation beteiligt. Letzteres hatte eine wesentliche Steigerung ihrer Abstraktionsfähigkeit zur Folge, die Sprache wird autonomer, sie ist nicht mehr bloßes Mittel der Darstellung der Erscheinungen. Sie tritt als subjektive Äußerung auf, so dass eine stärkere Systematik erforderlich wird. Doch die entsprechenden Veränderungen werden außerhalb der Linguistik kaum bewusst reflektiert. Da die Sprache stets im Gebrauch und im Fluss ist, bleibt die Reflexion über ihre Bedingungen und ihre Struktur stets im Hintergrund. Die philologischen Untersuchungen der Klassik waren sehr weitläufig und eher enzyklopädisch angelegt, die Zuschreibungen blieben bildlich und anthropomorph. Die Unterscheidung nach syntaktischen Kriterien ist eine späte Erscheinung und wird lange von ethnologischen Kriterien beherrscht. Nachdem sich aber zeigt, dass Sprachen überwiegend die gleichen Dinge bezeichnen, werden Strukturmerkmale wie Verbindungs- und Subordinationsformen wichtig.

Mit ihrer wachsenden Unabhängigkeit von den Erscheinungen entwickelt die Sprache ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten. Foucault unterscheidet nun die flektierenden und die älteren Sprachen mit ihren aneinanderreihenden, lose verbundenen Wortfolgen, eine strikte Trennung entspricht jedoch nicht den tatsächlichen Gegebenheiten und eine typische Mischform bleibt das Arabische. Einerseits kennt es lange Aneinanderreihungen von Substantiven, andererseits modifizieren die Flexionen stark die Wortwurzel.⁷² Das Flexionssystem entfaltet eine weitreichende Kombinatorik, erscheint autonomer, ist jedoch m.E. nicht ausdrucksfähiger.

⁷² Ebenda, S. 342 f.

Gerade die frühgeschichtlichen, bildhaften sehr poetischen Sprachen, die für den alltäglichen Gebrauch nicht vorgesehen waren verfügen über differenzierte Ausdrucksmöglichkeiten, die sich durch moderne Sprachen kaum wiedergeben lassen.

Die jüngere Sprachforschung interessiert sich – unter stark positivistischem Einfluss nur noch für die konkrete Gestalt der Sprache. Von den geschichtlichen Entstehungsbedingungen wird dabei weitgehend abgesehen. Dennoch wird deutlich, dass die Sprache jenseits der Inszenierung der Repräsentation viel genauer die Bedürfnisse des Subjekts artikulieren kann, der einstige monumentale Anspruch tritt hinter ihrer Form als menschlicher Lebensäußerung zurück; die Sprache wird zur Praxis. Sehr viel mehr als für inhaltliche Verarbeitung wird sie nun zum Träger von Willensbekundungen und wesentlich spontaner. Dabei wird die Sprache Gegenstand rein formaler Untersuchungen, der moderne Vergleich ist durchgeführter Strukturalismus, der jede inhaltliche Vergleichsbasis oder die Kontinuität mit älteren Paradigmen abgestreift hat. Jenseits aller Historizität wird die absolute Prozesshaftigkeit der Sprache geltend gemacht und erst hier soll sie den Bezug zum Lebendigen herstellen können.⁷³ Sprache gründet damit fortan in der Bemühung um Authentizität, salopp gesagt in der Befreiung von historischen, sie entstellenden Zuschreibungen und darin behauptet sie fortan ihr geschichtliches Wesen.

9. Der Rückzug des Ordnungsanspruchs hinter die Grenzen der menschlichen Erkenntnis.

9.1. Die Brechung des Subjekts durch die Dekonstruktion.

Einerseits bleibt die Gemengelage der erkenntnistheoretischen Bedingungen im 19. Jahrhundert unscharf, andererseits gerät die starre und mechanische Haltung der Klassik ins Abseits. Aus Foucaults Sicht beschränkt sich jene Epoche ohnehin auf die Ebene des Verstandes, die Repräsentation hat sich erschöpft. Doch ob sich die Zeitalter wirklich so disparat zueinander verhalten, ob dies so konkret belegbar ist, bleibt offen, Foucault verhüllt seine Andeutungen in einer bildhaften Sprache.⁷⁴ Im 19. Jahrhundert ist die Sprache zu spontan geworden, um sie durch ein Repräsentationssystem beherrschbar zu machen. Ferner steht in der Moderne, wie schon gesagt das formale Interesse an der Sprache im Vordergrund. Gegenüber den beiden anderen erkenntnistheoretischen Haltungen, die stärker an ihre Gegenstände und Inhalte gebunden bleiben, tritt die Sprache weiterhin als heterogenes und überkomplexes Phänomen auf und fokussiert sich auf das Leben. Die Philosophie hinterfragt lediglich ihre Bedeutungsebenen und bricht starre und entfremdende Strukturen auf, wo sie ihrem Wahrheitsanspruch entgegenstehen. Auch als Mittel muss die Sprache für die Erkenntnis tauglich sein. Doch weniger in Hinblick auf die kritizistische Demystifikation, auf ihrer Begriffe hin, denn als Grundlage, auf der sich die Wahrheit manifestiert – im emphatischen Sinne tritt die Sprache in Wechselbeziehung mit der Erkenntnis und zwar dann, wenn sie als Literatur eine Fülle von Artikulationsmöglichkeiten darbietet. Hier erreicht sie ihre höchste Autonomie. Das Subjekt wird darüber brüchig, oder die Dekonstruktion Subjekt, radikal ermächtigt. Hier wird die größtmögliche Authentizität gefordert, jenseits aller Erwartungshaltungen und Konventionen. Der Diskurs wird bei Mallarmé soweit transzendiert, dass er das fragwürdig gewordene Subjekt, die hinderliche Bedeutungsgebende Instanz nicht mehr braucht – performatives Subjekt, dass nur noch im Vollzug der Sprache schlechthin – handelnd auftritt. Nach den weiteren Ausführungen Foucaults artikuliert sich hierin auch die kritische Verabschiedung der Repräsentation. Zweifel wäre ein zu euphemistisches Wort für diese radikale und teilweise artistische Sinnkritik. Die Entwicklungen sind für Foucault wichtig, um den Diskurs flüssig zu halten, auch wenn die Unabschließbarkeit der

⁷³ Ebenda, S. 358.

⁷⁴ Ebenda, S. 368.

Dekonstruktion nicht an wirklich neue Problematiken heranführt, sondern in amoklaufende Metaphysik umschlägt. Vieles am Dekonstruktivismus erscheint als Attitüde und nicht als ernsthaftes Hinterfragen der Erkenntnisbedingungen, wie es sich wohl nur in der Ästhetik und nur im Tun, nicht in der Reflexion vollzieht. Die wortgewaltige und pompöse Beschwörung des Nichts – auch bei Adorno entlarvt nichts, selbst wenn das Leben voller Neins ist und sein Konterfei negativer ausfallen muss, als es wirklich ist. Waren die geschichtlichen Brüche bisher daraufhin angelegt, ein diskontinuierliches Bild der Erkenntnis und ihrer Historie zu zeichnen, so bleibt das Zerschneiden der Sprache mit Nietzsche und Mallarmé immer Eingriff eines metaphysischen Subjekts. Hier hat die Sprache den erkenntnistheoretischen Paradigmenwechsel und mehr als das – den Untergang eines Diskurses an sich gerissen. Das Problem, was dieses Verfahren entbergen soll, aber auch, wie der Sprache als Struktur weiterhin begegnet werden soll, bleibt bestehen. Ferner stellt sich M.E. die Frage, ob der geschichtliche Unter- oder Übergang von Wissensentitäten so beschrieben werden kann.

9.2. Kontinuum und diskontinuierliche Erkenntnis: Das Auftauchen der Falte.

Worum es Foucault geht, macht er mit seinem Eingangskapitel deutlich und die *Ordnung der Dinge* könnte auch mit „Las Meninas“ bzw. seiner entsprechenden Bildanalyse überschrieben werden – mit dem Verweisungscharakter der Repräsentation, ihrer ständigen Brechung, mit dem Für Andere Sein der Beteiligten der Szenerie einschließlich des Beobachters, mit dem transzendentalen Charakter der Erkenntnis. Hier gibt es kein Widerspiegelungsgeschehen, nur Faltungen – die fortwährende Brechung der Spiegelungen. Der Fluchtpunkt liegt dementsprechend in der Unendlichkeit, außerhalb des Bildes, vor, bzw. hinter ihm. Unter das Bild ließe sich schreiben: Kein Diskurs ist abschließbar, weder ein solcher, der sich in der realen Welt vollzieht, noch ein fiktiver. Damit verobjektiviert die Repräsentation, lässt nichts selbstständig werden, von den realen Umständen eines entsprechenden Herrschaftsverhältnisses einmal abgesehen. Die Repräsentationskultur beschreibt eine hybride Verkettung von Abhängigkeiten. Insofern kann auch die Sprache jener Zeit kein Subjekt geltend machen, nichts entzieht sich der Beanspruchung durch die Repräsentation, durch das Repräsentierte, das selbst unsichtbar bleibt. Die Einsicht in die menschliche Autonomie, dass der Mensch selbst für die Folgen seines Tuns einstehen muss, ist ein spätes Phänomen und Foucault schätzt die Anthropologie des Zeitalters der Repräsentation entsprechend gering ein. Es gab und gibt sie weiterhin als Rede über den Menschen, ohne dass er selbst mit dem, was ihn ausmacht, was ihn bewegt zur Sprache kommt. Auch die Dekonstruktion transzendiert nur das Subjekt, wenngleich sie die Demystifikation der drei erkenntnistheoretischen Gebiete verlangt und sie entsprechend eingrenzt.

Doch Foucaults Kritik gilt weiterhin der Epistemologie der klassischen Epoche. Hier verhalten sich zwar menschliche und äußere Natur reziprok zueinander, doch sie treten nicht aus ihrem jeweiligen schematisierten Bezugssystem heraus. (Hegel zeigt, dass die Kategorien Identität und Unterschied für sich betrachtet auf die Identität zurückfallen und auch hier nehmen menschliche und äußere Natur nicht wirklich Bezug aufeinander; er zeigt aber ferner die Banalität der Feststellung, dass es in der Natur keine zwei identischen Erscheinungen gibt.) Der Erkenntnisgewinn des Tableaus bleibt begrenzt, weil es, wie vielfach gezeigt nur Zuweisungen listet, auch wenn hier eine Nomenklatur entsteht. (Die auf den Vergleich orientierte Erkenntnis fügt somit nur formal Unterschied und Identität zusammen.) Die entstehende Verknüpfung bleibt starr und deterministisch, da sie nur von einem zum nächsten fortschreiten kann und das Moment der Diskontinuität wie der Wechselseitigkeit, der Überlagerung, der Mehrfachverknüpfungen uva. nicht berücksichtigt werden kann. Dieses Verhältnis entspricht jedoch weder den realen äußeren Bedingungen der menschlichen Erkenntnis, noch ihrem eigenen Wesen und sie wird über die Zuweisungen des Tableaus hinausgehen. Die Entgegensetzung von äußerer und menschlicher Natur ist nur

Grundbedingung der Entstehung des Diskurses, so Foucaults weitere Ausführungen.⁷⁵ Der Übergang von der Klassik zur Moderne ist dementsprechend mit einer deterministischen Problematik verbunden. Schließlich spricht schon die formale, dualistische Entgegensetzung für das einstig starre Weltbild: Das „Reissverschlussprinzip“, wie es sich auf die Kategorien Identität und Unterschied beruft, beschreibt nicht die tatsächlichen Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Natur, resp. seiner eigenen. Vielmehr bleibt sein Verhältnis zur Wirklichkeit im Rahmen der metaphysischen Systeme vorherbestimmt, und wird durch entsprechend legitimierte Weltentwürfe geleitet. Er tritt nicht der Natur gegenüber, sondern bestenfalls dem Wissen, das man bis dato über sie gesammelt hat. Foucault rechtfertigt im Gegenzug das archäologische Verfahren, die Dekonstruktion auch als Emanzipationsprozess von vorgefertigtem Wissen, von Stereotypen, von scheinhaften Entgegensetzungen zwischen wissenschaftlichen Disziplinen, wie sie Erkenntnishemmnisse darstellen können. Somit könnte sie die Entdeckung des menschlichen Wesens unterstützen. Die Auflösungserscheinungen der Repräsentation zeigen sich, wenn Mensch und Natur in Wechselbeziehung treten, doch hier entsteht nun der Diskurs. Die Sprache erzeugt eine Vorstellung – die anschaulichen Teile der Repräsentation wirken fort, ihr Ordnungsanspruch ist nicht völlig aufgehoben, unterliegt aber einer entschiedenen Transformation, die auch mit der Übersetzung von Bild in Information zusammenhängt. So bleibt das dingliche Tableau hinter dieser Transformation zurück, auch insofern, als die äußerliche bildliche Niederlegung der Information, ihre Konservierung unverzichtbar ist und die Bedeutungen der Worte noch nicht hinterfragt werden. Der Verdienst der Repräsentation liegt wie gesagt darin, Mensch und Natur aufeinandertreffen zu lassen, die Konsequenzen zieht sie nicht daraus, der Mensch bleibt blinder Fleck für die klassische Epoche und sogar bezüglich Descartes streitet Foucault jede Subjektwerdung ab.⁷⁶ Das Cogito geht über die Feststellung der einfachen Entgegensetzung von Mensch und Natur nicht hinaus – der Verstand vergewissert sich über ein Sein. Der Repräsentationsanspruch verlangt nach einer dinglichen Entsprechung. Foucault streitet nicht die Bezugnahme ab, nicht die Entstehung eines Subjekt-Objekt-Verhältnisses, aber was das menschliche *Ich bin* ausmacht, konnte die Klassik nicht beantworten.

Mit der Umbildung der drei erkenntnistheoretischen Haltungen zu Einzelwissenschaften wird der Repräsentationsanspruch endgültig entzaubert. Denn die einzelwissenschaftlichen Forschungen schließen ein anderes, selbstbewusstes Subjekt ein. Die Repräsentation wird durch das Auftauchen des konkreten Menschen durchbrochen. So fragt Cuvier zielbewusst nach den Entstehungsbedingungen des Lebendigen, Ricardo macht die Arbeit zur zentralen Kategorie seiner politischen Ökonomie und die Autonomiewerdung der Sprache bleibt unbestritten. Das Wissen wird nicht nur demokratisiert, sondern es verschwindet auch der mit der Repräsentation verbundene Anthropomorphismus. Dabei erscheint der Mensch in den Lebensverhältnissen der Ökonomie, der Natur und der Sprache nicht nur als Subjekt, sondern auch als Objekt. Er tritt nicht mehr isoliert, geschweige denn als „Krone der Schöpfung auf“, vielmehr schieben sich die drei erkenntnistheoretischen Bereiche vor ihn und beschränken ihn auf sein menschliches Wirkungsfeld. Sie vermitteln ihm die Erfahrung seiner Endlichkeit; seine Erkenntnis und alles was er produziert tragen fortan dieses Vorzeichen. Somit wird der starre und statische Container der Repräsentation durch das zeitliche und räumliche Auseinander der Erscheinungen überwunden. Gegensätzliches tritt durch seine Verknüpfung in den Prozess, das Denken orientiert sich über einen Paradigmenwechsel hinausgehend um.

Die Endlichkeit war den Menschen immer bewusst, in früheren Zeitaltern jedoch eher als Ohnmachts und Schicksalserfahrung denn als Einsicht in ihr Wesen. Vom mittelalterlichen

⁷⁵ Ebenda, S. 375.

⁷⁶ Ebenda, S. 376.

Mystizismus umfassen, erschien dem Menschen alles unendlich, was ihn umgab; gerade dieser Dualismus, dieses Herabgedrücktsein machte seine Situation aus. Anders verhält es sich mit dem Wissen, das als Anerkennung der Grenzen der menschlichen Erkenntnis seine Emanzipation und die Säkularisierung voraussetzt. Die Metaphysik wird nutzlos, sobald sich das Wissen als menschliches entpuppt und das Auftauchen dieses von der Endlichkeit infizierte Wissen beschreibt einen weiteren epistemologischen Bruch. Von allen Seiten, allen Lebensbereichen und Sinnbezügen, in die der Mensch integriert ist wird ihm seine Endlichkeit widergespiegelt und die drei Haltungen nehmen nun praktische Züge an. Foucault macht auch hier mit seiner archäologischen Methode ein neues Paradigma geltend, freilich immer unter der Prämisse eines diskontinuierlichen Geschehens. Aus einer lebensphilosophischen Perspektive wird nun die physische Existenz nachträglich hereingeholt, das Bild vom Menschen hat sich geändert und bedingt ein anderes Wissen. Auch die Zeit der Repräsentation erkannte die kognitiven Leistungen an, doch ihre Begriffe blieben in anthropomorphen Vorstellungen stehen. Im Gegenzug will sich Foucault nicht auf die Zäsur des Wissens durch die empirischen Wissenschaften festlegen lassen; vielmehr treten an die Erkenntnis neue Erwartungshaltungen, vor allem aber wird sie in der Geschichte und der Gesellschaft lokalisierbar. In diesen historischen Prozessen kommt die Erkenntnis dem Widerspiegelungsgeschehen nahe, doch Foucault begründet die säkulare und anthropologische Wendung ausdrücklich nicht materialistisch.⁷⁷ Bei aller Diskontinuität der epochal verschiedenen Erkenntnistheorien erfolgt die anthropologische Wende aus einem aufzudeckenden kritischen Impuls an den Bedingungen der Erkenntnis heraus und dabei werden ihre Konstitution, ihr historischer Charakter, die unmittelbaren Bedingungen des Erkenntnisgegenstandes sowie die Sprache uva. hinterfragt. In der Sprache manifestiert sich dann entweder ein empiristischer Erkenntnistyp, oder ein konzeptioneller, dessen Wahrheitsanspruch auch eine Utopie einschließt. Die beiden Strategien beschreiben entweder die reflexive Struktur der Erkenntnis, oder die wechselseitige wie unauflösliche Beziehung von Subjekt und Objekt und die anthropologische Epistemologie bleibt damit weiterhin unabgesichert. Der Diskurs bedarf einer entsprechenden Bestimmung, um beiden Seiten gerecht zu werden, er fokussiert somit ihr Verhältnis aus einer lebensphilosophischen Perspektive. Hier zählen die leibliche Erfahrung, ihre Wahrnehmung und ihr Gestaltungsanspruch an die äußere Natur und Geschichte. Foucault spricht vom Erlebten, womit er einen am einzelnen Subjekt orientierten metaphysischen Materialismus geltend macht, der sich gleichermaßen gegen den Positivismus wie gegen sämtliche, geschichtlichen und gesellschaftlichen Systementwürfe einer versöhnten Praxis wendet.⁷⁸ Vielmehr sollen nun Sprache und Dinge auf einem sensualistischen Weg wechselseitig übereinander Aufklärung geben. Die Erkenntnis wird somit performativ und das Erlebte als Gedächtnisprotokoll verfügbar gemacht – Verfahren der Ästhetik m. E., keine Epistemologie mehr, Beschränkung auf ein zwar physisches und physiologisch gemeintes Subjekt, das jedoch weiterhin den gesellschaftlichen und geschichtlichen Bezügen isoliert gegenüber steht. Andererseits soll gerade dieses die bestehenden Determinismen überwinden, wie sie mit der bisher postulierten Einheit von Subjekt und Objekt verbunden sind. Positivismus und Eschatologie sollen durchbrochen werden, um jenseits der festen Instanzen die Frage zu errichten, was den Menschen ausmacht – nun wird der Diskurs selbst zerbrochen, alle Epistemologien werden von ihm fortgezogen. Hiermit zieht sich die Diskursanalyse auf einen sehr metaphysischen Kern zurück, insofern ihr die menschliche Existenz, wie das, was den Menschen umgibt als völlig unabgesichert gilt – radikaler, spontaner Kritizismus, der die Tradition und die Fortentwicklung der Erkenntnistheorien zu umgehen sucht; hier werden Foucaults Ausführungen obskurantistisch. Schließlich bleibt es fragwürdig, ob die Diskursanalyse

⁷⁷ Ebenda, S. 386.

⁷⁸ Ebenda, S. 387 f.

wirklich ein humanes Anliegen verfolgt und nicht vielmehr ein performatives Subjekt und damit eine unangreifbare, dogmatische Metaphysik geltend macht, der es selbstzweckhaft nur darum geht, jede bestehende Epistemologie zu durchkreuzen. Somit erwiese sich die archäologische Methode nicht als Dekonstruktion, sondern als Destruktion – ganz im Sinne des stets vorgetragenen Neins Adornos.

9.3. Die Anthropologie der Lebensphilosophie: transzendente Dublette.

Da der Mensch mutmaßlich die einzig erkennende und sinnstiftende Instanz der Welt ist und die Grenzen der Erkenntnis fortlaufend hinterfragen muss bleibt er für Foucaults Anthropologie eine paradoxe Figur – die Bedingungen der empirischen Erfahrung sind nicht von einem transzendentalen Urgrund abziehbar; der Reflexivität der Erkenntnis sind Grenzen gesetzt. Diese Situation soll jedoch keinen Determinismus begründen, vielmehr wird auf die Unabschließbarkeit der Erkenntnis verwiesen, die Rede ist von einer empirisch-transzendentalen Dublette.⁷⁹ Der Erkenntnisprozess ist sowohl deduktiv, als auch induktiv – Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten, nur dass hier gegenüber Marx der Dualismus beider Erkenntnisformen geltend gemacht wird. Da beide Methoden gegeneinander unabgegrenzt und unscharf bleiben, ist das Denken unaufhörlichen Transformationen ausgesetzt. Das Sein bleibt für das Denken uneinholbar und lässt sich auch nicht durch die Einzelwissenschaften absichern. Für Foucault kann die Lösung nur darin liegen, dass die Kontingenz des Seins stets im Denkprozess mitläuft und dessen veränderlichen und performativen Charakter – die Diskursivität begründet. Das Sein regt die Erkenntnis fortlaufend an. Auf diese Weise stellt die Erkenntnis eine große Simultaneität der Erfahrungen her und dieser Kontakt mit allem vollzieht sich sowohl intuitiv als auch bewusst. Der Mensch bleibt stets der lebendige Bezugspunkt dieser Interaktionen, wenngleich deren Ursprung und Entstehung nicht einsehbar sein muss. Nicht nur die menschliche Existenz, sondern auch ihre Umgebung bleiben unabgesichert, fernab aller historischen erkenntnistheoretischen Instrumentarien. Dabei beschränkt sich die Lebensphilosophie nicht auf das Denken als Zugang zur Wirklichkeit, sondern schließt sämtliche Erfahrungen und Bewusstseinsformen mit ein. Schließlich dekonstruiert sich das Denken selbst, das als Sammelbegriff den Irrtum mitumfasst – womit noch einmal ein universalistischer Erkenntnisanspruch hinterfangen wird. Foucault hintertreibt den modernen Rationalitätsanspruch, wonach Denken und Sein ein kontradiktorisches Gegenüber bilden und die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit der Erkenntnis im Raum steht. Das moderne Subjekt im konventionellen Sinne bleibt stets vom Sein getrennt, es „lebt“ nicht, so die Kritik, während die Lebensphilosophie experimentell angelegt ist und das Denken aus dem Kontinuum des Seins heraus benennbar macht. So bleiben die Grenzen des Bewusstseins unscharf und es stellt sich die Frage, ob sich das Ich auf der Endlichkeit der Existenz begründen lässt, ob es vermittels Erinnerung und Gedächtnis hinreichend konsolidiert werden kann. – Die eigene Endlichkeit kann man sich daran vergegenwärtigen, wann die Erinnerung endet und der Lebensphilosophie geht es um eine Gewinnung, keine Absicherung des Selbst als erkenntnistheoretische Instanz. Das Denken taucht aus dem Sein auf und beide sind weder unmittelbar identisch, noch gegeneinander abgrenzbar. Diese Grundlegung führt Foucault in einen metaphysischen Materialismus. Doch aus seiner Sicht versucht die Phänomenologie die alten starren Epistemologien vermittels der drei genannten erkenntnistheoretischen Haltungen zu überwinden. Ferner macht sie eine neue Anthropologie geltend, für die das wechselseitige deskriptive Subjekt-Objekt-Verhältnis wesentlich ist. Nicht das Denken, jedoch sein Vereinnahmungsgestus gegenüber der Natur wird dabei kritikabel. Das Denken muss anerkennen, dass ihm viele Lebens- und Wirklichkeitsbereiche fremd und entzogen bleiben. Zum Ungedachten gehört nicht nur die äußere Natur, sondern auch der Mensch selbst,

⁷⁹ Ebenda, S. 389.

m.a.W., das Denken enthält ein Ungedachtes, über dieses Hinausweisendes. Zwischen dem Menschen und seiner Umgebung, dem X besteht eine enge Wechselbeziehung, beide lehnen sich aneinander an, ohne identisch zu werden und so soll der Dualismus gemildert werden. Dennoch bleibt die Lebensphilosophie auf die empirischen Wissenschaften angewiesen, wie Foucault selbst eingesteht und die Verlegung der erkenntnistheoretischen Problematik ins Subjekt, als quasi agnostische Instanz kann die metaphysischen Prämissen nur radikalieren.

Hinsichtlich Mensch und *Ungedachtem*, vergleichbar mit einer Emulsion lässt sich wieder das Für Andere Sein als wechselseitige Beziehung ausmachen und Foucault verweist in Hinblick auf das irreduzible Mehr der Außenwelt auch auf das Unbewusste.⁸⁰ Die Lösung dieses Dualismus ist dem Menschen somit aufgegeben und die drei erkenntnistheoretischen Gebiete lassen sich auch als Projektionsfläche seines Handelns geltend machen. Denken ist fortlaufende Bearbeitung des Ungedachten, nicht nur Annäherung, sondern auch Transformation desselben. Dabei will sich Foucault nicht festlegen lassen, welche Inhalte das Denken aufnimmt oder durch welche Ideologien hindurch es die Welt ergreift. Es gibt kein Denken ohne Inhalte und insofern ist es stets Beziehung auf das Ungedachte. Ferner wären an der Rekonstruktion des ursprünglichen Zusammenhanges viele Bewusstseinshaltungen beteiligt, die Konstituierung der Erkenntnis ist somit ein multiples Geschehen. Sie entfaltet sich in Raum und Zeit mittels diskreter subjektiver Setzungen, was nichts daran ändert, dass der Ursprung des Denkens kontingent und uneinsehbar bleibt. Foucault vergleicht sein Auftauchen mit einer *Falte*.⁸¹ Doch auch die drei erkenntnistheoretischen Haltungen als geschichtliche Formationen, ihr performativer Charakter als menschliche Lebensäußerung lösen nicht die *Ursprungsfrage*. Denn der Mensch kann nicht auf den Anfang der Geschichte herabblicken, er ist wie schon vielfach angesprochen ein Zuspät Gekommener. Das Leben wird ergriffen, zurück bleibt eine Spur und hier entsteht eine Affinität der Anthropologie zu *Sein und Zeit*. Der Mensch betritt die immer schon vorhandene Bühne von Geschichte und Gesellschaft, der vermeintliche Ursprung, auf den er sich bezieht ist immer schon diskret. Wenn man vom Ursprung spricht, kann allenfalls ein subjektiver gemeint sein, einerseits individualgeschichtlich, andererseits, insofern er durch die Gegenwart der anderen Menschen auf seine Einzigartigkeit und Endlichkeit verwiesen wird. Auch wenn ein metaphysisches Subjekt im Hintergrund bestehen bleibt – der performative Widerspruch nicht ausgeschlossen werden kann, entsteht eher ein performatives Selbst, ein Irgendwas, das auf einer Wasseroberfläche treibt. Freilich verdankt sich der Anschein dieses friedlichen Szenarios, das die gesellschaftlichen Antagonismen ausblendet dem stark psychologisierenden Zug von Foucaults Dekonstruktion – der letztlich und folgerichtigen Dekonstruktion auch des Menschen. Nur sein Potenzial für das Aufeinandertreffen von Endlichem und Unendlichem wird betrachtet. Das Leben wird bestimmt durch Teilhabe und Verbundenheit mit dem Ungedachten. Bei aller Endlichkeit ist es nach allen Seiten hin offen. Die mit der Phänomenologie verbundenen Beschränkungen, ihre psychologisierende und verkürzte Sicht, die das Subjekt fokussiert bleiben jedoch Bewusstsein, dass sich unabgeleitet wähnt. Andererseits begründet die Phänomenologie eine eigentümliche Epistemologie, weitab von den starren Repräsentationsschemata der Klassik. Was das Ursprüngliche und Ungedachte sei, wird nicht näher bestimmt, vielmehr nimmt der Mensch Kontakt mit der Kontingenz auf, mit dem irreduziblen Mehr der Wirklichkeit.

9.4. Die performative Gestaltung der Subjekt-Objekt-Beziehung.

Die menschliche Erfahrung wird die Dinge nie vollständig ausgründen können, sie tritt für eine gewisse Zeit hinzu und bleibt damit selbst ursprungslos, dem Ursprung entfremdet. Sein Dasein schneidet den Menschen vom Ursprung ab. Damit treten die Dinge für ihn in ihrer

⁸⁰ Ebenda, S. 394.

⁸¹ Ebenda, S. 397.

radikalen Verzeitlichung hervor, sie sind durch ihre Geschichtlichkeit bestimmt. Das menschliche Denken kann lediglich für sich den Ursprung rekonstruieren. Die Erscheinungswelt bleibt für diesen Skeptizismus vorläufig, für den die Vergänglichkeit alles Seienden im Mittelpunkt steht. So entsteht zumindest die Bezogenheit und Auseinandersetzung mit dem Ursprung und dies macht für Foucault das Menschsein aus. Die reziproke Beziehung bleibt eine Gedachte, der Mensch sucht die Umgebung, die Verbundenheit mit der Welt. Die Entfaltung des menschlichen Seins erfolgt retro- und prospektiv. Jenseits der Auflösung der Repräsentation tritt somit die Frage nach dem Ursprung in Erscheinung. Diese Form der Reflexion gehört aus Foucaults Sicht zur Bewusstwerdung des konkreten Menschen, doch es bleibt bei einer phänomenologischen Beschreibung der Wirklichkeit, für die der Determinismus einer strengen Kausalität, einer linearen geschichtlichen Entwicklung lange im Vordergrund steht. Andererseits steht sie auch in engerem Bezug zum menschlichen Leben, der Gegensatz von Eigenzeit und Sukzession wird formulierbar – weiterhin als dualistischer Gegensatz. Die mögliche Einheit wird nur erahnt und sie scheint nur solipsistisch erfahrbar zu sein. Der performative Charakter des Denkens findet sich schon in den älteren idealistischen Systemen, und Foucault fasst Hegel und Marx in ihrem Totalitätsanspruch zusammen. Doch die absolute Unerreichbarkeit des Ursprungs kann genauso behauptet werden. Auf die eine oder andere Weise dringt so die Diskontinuität ins Bewusstsein. Vor der diskontinuierlichen Erfahrung löst sich der Mensch sogar auf und es ist einerlei, ob er sich dabei an der Totalität oder an der Negation orientiert. Andererseits entsteht das performative Denken eben genau auf dieser Fließbewegung des Seins. In jedem Falle erfährt der Mensch sein Leben, sein Sein sowie das äußere Sein nur in der Performativität. In der Bezogenheit auf den Ursprung entfaltet sich seine Vitalität, sein Aktionsraum, das was ihn ausmacht. Dabei löst sich die Subjektivität als feste Größe auf und zwar auch im Vergleich zur Vereinnahmungssituation der Repräsentation. Die phänomenologische Beschreibung der Subjekt-Objekt-Beziehung, welche Foucault hier beschwört, wird nicht den Vorrang umkehren, aber sie betont die erhabene Ferne, den uneinholbaren Abstand zwischen Mensch und Natur, Letztere tritt in ihrer Selbstzweckhaftigkeit hervor und der Dualismus bleibt unüberwindlich. Somit wird ein neues Wirklichkeitsverhältnis jenseits der Repräsentation skizziert, das von einem tiefen Skeptizismus geprägt ist und das Wesen des Menschen negativ einkreist – und zwar von seiner Endlichkeit her.

Die genannten anthropologischen Eingrenzungen des menschlichen Wesens setzt Foucault nun wieder in Bezug zur Sprache, vor allem zu ihren gliedernden Elementen.⁸² Generell ist sie ein Mittel des Vergleichens und des Urteilens, sie gestaltet die Wirklichkeit und das Sein der Sprache wird umgekehrt durch den gegenständlich-praktischen Bezug abgesichert – Performativität in zwei Richtungen, Konstituierung des Subjekt-Objekt-Verhältnisses. – Analog die Endlichkeit des Menschen. An seiner Erscheinung als transzendentaler Dublette manifestieren sich die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung und auch hier betont Foucault den performativen Charakter der Subjekt-Objekt-Beziehung. Schließlich wurde gezeigt, dass das Ungedachte das Denken anregt, es will regelrecht erweckt werden. Die Suche nach dem Ursprung setzt Foucault mit den Mitteln der Sprache in Bezug, vermittels derer sie sich über sich selbst verständigt und zwar über lange Zeiträume hinweg. Bei allen Bezugnahmemöglichkeiten betont er jedoch den Bruch mit der klassischen Epistemologie, schon insofern, als sie den Menschen selbst nicht zum Gegenstand hatte und die Anthropologie der Lebensphilosophie allenfalls die Bedingungen der Repräsentation durchdenken kann. Deren erkenntnistheoretische Postulate verlieren nun an Bedeutung, die Bezogenheit auf das Ungedachte wird radikalisiert und die Anthropologie entfaltet eine emphatische Wirkung, fortan entwickelt sich die Sprache hieran weiter. Dabei unterliegt sie

⁸² Ebenda, S. 404.

einer fortlaufenden Revision, Vergewisserung über ihren Bezug zur Wirklichkeit; gegenüber den weitläufigen Bestimmungen der Repräsentation werden nun die genannten Merkmale des menschlichen Seins zum Maßstab. Der Diskurs der Klassik erfährt somit eine entsprechende Modifikation. Der Vorrang kehrt sich um, wenngleich die Perspektive weiterhin auf das Subjekt gerichtet ist, seine Bewusstseinsänderung im Focus steht. Insgesamt erhält die klassische Epistemologie eine Transformation zur *Analytik der Endlichkeit*.⁸³ Ein unmittelbarer Rückgriff auf Erstere ist nicht mehr möglich, sie erscheint im Nachhinein als Phantasmogorie, welche sich nicht in authentischer Weise auf die Sprache beziehen kann. Andererseits kann das moderne Ansinnen, Sprache und menschliches Sein einander anzunähern auch scheitern – bisher ist es nie gelungen – und es könnte sich abermals als fetischistischer Wirklichkeitsbezug manifestieren. So gesehen ist Foucaults Diskursanalyse ein metaphysischer Laborraum. Jenseits der Stereotypen der Repräsentation geht der moderne Diskurs unmittelbar auf die genannten Beschränkungen der menschlichen Existenz aus. Die Sprache muss somit die genannten Kriterien wie Endlichkeit, Ungedachtes, transzendente Dublette, den Bezug auf den Ursprung vergegenwärtigen; historische Epistemologien – sogar der Universalienstreit selbst sollen somit ausgeschlossen werden, die lebensphilosophische Erkenntnistheorie nimmt – soweit es sich um eine solche handelt einen wesentlich spontaneren Charakter an. Die Analytik der Endlichkeit lässt ihre negativen Bestimmungen hinter sich. Foucault beschreibt eine fortlaufende Verknüpfung von Subjekt und Objekt, beide werden in einer Konjunktion performativ, die Zeit beginnt für das moderne Denken eine herausragende Rolle zu spielen. Dagegen war die Repräsentation an ein Tableau und an die räumliche Ausbreitung ihrer Gegenstände gebunden – was sie in die Nähe einer Inszenierung rückt. Sie beanspruchte Platz im eigentlichen Sinne und stellte die Dinge zur Schau, während sich die Analyse der Endlichkeit an der menschlichen Erkenntnis orientiert, welche beides – Raum und Zeit auch in Hinblick auf die Situiertheit des Menschen und seinen eigenen Bezug zur Welt durchmisst. Die Subjektwerdung ist nicht nur für die alten rationalistischen Systeme eine wichtige Zäsur in der Geschichte – das Subjekt wird selbstbewusst. Die drei erkenntnistheoretischen Haltungen werden nun verbalisiert, als zum Menschen zugehörige: Leben, Sprechen, Arbeiten. Mit Kant wird der Rahmen des menschlichen Orientierungsbedürfnisses in der Welt ausgespannt – die Prognose, die Perspektiven.⁸⁴ Wieder findet sich hier die Affinität zu Heideggers Themen wie der *Sorge* und die drei ursprünglichen erkenntnistheoretischen Haltungen erlangen eine handfeste, praktische Deutung. Die Philosophie tritt hinter den wirkungsmächtigen empirischen Bedingungen zurück, der Vorrang hat sich wieder einmal umgekehrt – doch Foucault spricht despektierlich vom Dogmatismus, von der Vereinnahmung durch die Erfahrungswissenschaften hinter der die ursprünglichen kritischen Fragestellungen verblassen. Foucault optiert hier eindeutig für eine skeptische Haltung, während er die handfest gewordenen Züge einer Anthropologie – und damit meint er wohl Marx, ohne es offen zu sagen diskreditiert. „Radikal philosophisches Denken“ wird Metaphysik, das Insistieren auf dem Kritizismus – sein destruktives Wesen.⁸⁵ Nur dass dieser handzahme Amoklauf aus sich selbst nicht herauskommt – und auch nichts Neues zu stiften vermag. Die Diskursanalyse offenbart nun ihr wahres Gesicht. Ausgerechnet ein Gebiet, das eine Leerstelle für den Menschen lässt soll ständig neu auf vermeintliche anthropologische Dogmatismen hin durchkämmt werden, der performative Widerspruch wird auf die Spitze getrieben, das Sein wird wie bei Heidegger unzugänglich und mystisch. Letztlich beschreitet die Diskursanalyse nur neue Wege, wenn sich das Denken auf sein Wesen, seine Extension hin befragt – und dies hat m.E. nichts mit einer Anthropologie, sondern mit einem sich radikalierenden Kritizismus zu tun, der unter allen beschriebenen

⁸³ Ebenda, S. 407.

⁸⁴ Ebenda, S. 410.

⁸⁵ Ebenda, S. 411.

geschichtlichen Epistemologien liegt und immer wieder hervorbricht. Der Ordnungsanspruch ist somit – wie im Eingangskapitel mit Borges angekündigt wurde in seinem Gegensinn zu nehmen. Die Anthropologie wird einer Katharsis unterzogen, sie soll wieder vom Kopf auf die Füße gestellt werden – so die wortgewaltige Ankündigung. Es geht Foucault nur darum, die Dekonstruktion weiter voluntaristisch – und hinter ihr steht nichts als der reine Voluntarismus aufzuwerten. Schwer vorstellbar ist von hier aus das Konzept eines sich stets verjüngenden und revitalisierenden Humanismus. Apotropäischer Gestus, viel Schall und Rauch, martialisches Getöse um Tod und Endlichkeit – von Nietzsche sprechen und Heidegger meinen, ohne dass irgendetwas wirklich Neues folgt. Dennoch sollen Anfang und Ende der Philosophie durch diesen Salto mortale zusammengeführt werden, auf dass sie nur in ihrer äußersten Transzendierung ihre Legitimation beibehält. Somit schließen sich die Konstituierung der Philosophie und der Anthropologie einander aus, oder vielmehr, sie arbeiten sich aneinander ab im Sinne des „Nicht mit Dir und nicht ohne Dich.“ Die Anthropologie bleibt eine Negativbestimmung, die Authentizität der Philosophie Behauptung. Es entsteht somit der Eindruck, dass sich die Anthropologie auf eine Frage nach ihrer Verortung und nach ihren Grenzen beschränken muss und dies wird nach den genannten Prämissen wie Endlichkeit, transzendentaler Dublette, Beziehung zum Ungedachten und zum Ursprung durchaus sinnfällig. Allein, was den Menschen emanzipatorisch und konkret ausmacht – die dialektische Ergänzung in seinem geschichtlichen und gesellschaftlichen Wesen – dies wird hier notorisch ausgelassen.

10.Repräsentation und Epistemologie im Sinne in Foucaults: die anthropologische Öffnung der Wissenschaften.

10.1.Die Umwertung der Humanwissenschaften.

Aus Sicht von Foucault beschreibt das 19. Jahrhundert den Menschen phänomenologisch. Die Einzelwissenschaften mit ihren empirischen Methoden melden ihren Geltungsanspruch an. Hinsichtlich einer Epistemologie des konkreten Menschen können sie, wie gezeigt jedoch nicht auf die Epistemologie der Klassik zurückgreifen, die drei erkenntnistheoretischen Haltungen waren nicht entsprechend entwickelt und ausgebildet; überhaupt wird der Mensch relativ spät Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses. Jenseits der Zäsur entsteht aber auch ein Anthropozentrismus, der für die Wissenschaften erhebliche Probleme birgt, da die einen für ihn affin sind, andere nicht und hiermit tritt die Frage nach der Rangordnung und wechselseitigen Begründung auf den Plan. Ferner entsteht die Konkurrenzsituation mit der Philosophie und alte Universalienproblematiken leben wieder auf. Dagegen umfasste die klassische Epoche ein verhältnismäßig geschlossenes und überschaubares Ordnungsschema. Auch war die Taxonomie vermittels ihrer anschaulichen Eigenschaften zugänglich und die rationalistischen Systeme brachten die Wirkungsmächtigkeit der Repräsentation zum Ausdruck.

Foucault stellt die Überkomplexität der modernen Epistemologie gegen einen vermeintlichen Determinismus der Naturwissenschaften heraus. Arbeit, Leben und Sprache machen eine Öffnung der Wissenschaften und ihrer Wechselbeziehungen erforderlich. Die Philosophie generalisiert und verbindet die Gebiete einschließlich der Mathematik. Die sogenannten Humanwissenschaften partizipieren nur indirekt an dieser Einteilung und bleiben ihr subordiniert. Dennoch üben sie aufgrund ihrer Unabgegrenztheit einen ungünstigen Einfluss auf die übrigen Wissenschaften aus und Foucault diskreditiert die Anthropologie als solche. Demnach handelt es sich um Pseudowissenschaften, um regelrecht falsches Bewusstsein, das die wissenschaftliche Arbeit auf den anderen Gebieten und letztlich auch den konkreten

Menschen destabilisiert.⁸⁶ Aus einem kritizistischen Impuls heraus diskreditiert er die Humanwissenschaften als Vereinnahmungslogik und verwirft ihren interdisziplinären und heuristischen Anspruch – freilich ohne Namen zu nennen. Der emanzipatorische Anspruch auf die Einheit der Erkenntnis, wie ihn der Materialismus geltend macht, der universalistische, sich an den rationalen Systemen orientierende Charakter der Wissenschaftsgeschichte wird geleugnet. Die Humanwissenschaften sollen auf einer falschen Positivität beruhen und dafür sogar die Autorität der Mathematik in Anspruch nehmen, so die amoklaufende Metaphysik, und der Dogmatismus der Diskursanalyse diskreditiert besonders die Inanspruchnahme von Mathematik und Naturwissenschaften durch die Humanwissenschaften. Aus Sicht von Foucault hat die Mathematik von sich aus gar keine Tendenz zur Einflussnahme anderer Gebiete. Ihre Anwendung durch die Einzelwissenschaften und entsprechende wechselseitige Impulse sind jüngeren Entwicklungen zuzuschreiben. Doch die Wahrscheinlichkeitstheorie –

die große Debatte um die Determinismus- und Kausalitätsproblematiken, die Foucault gar nicht erwähnt stellen keinen Rückzug der Mathematik dar, sondern machen ganz im Gegenteil ihre Anwendung sinnfällig, insofern es sich um mathematische Hypothesen nicht mehr beobachtbarer Ereignisse handelt. Foucault orientiert sich an dem anachronistischen mathesis-Begriff, räumt jedoch ein, dass die Entwicklung der Mathematik und ihre Einflussnahme auf andere Wissenschaften in der Moderne uneinheitlich bleiben. Ferner soll sich die Entwicklung der Einzelwissenschaften nicht der Mathematik verdanken, sondern der Anthropologie im strengen Sinne, der Beziehung des Menschen auf das Ungedachte und hier wird seine Stellung als transzendente Dublette emanzipatorisch geltend gemacht. Somit bleibt die Mathematik Mittel der metaphysischen Selbstentdeckung des Denkens im Zuge der Diskursanalyse. Eine interdisziplinäre und heuristische Wechselwirkung der Mathematik und Physik auf die Humanwissenschaften schließt Foucault aus – womit jeder Anspruch auf die Einheit der Erkenntnis, sei es im Sinne der rationalen Systeme, sei es im Sinne moderner Konzepte der Selbstorganisation von Systemen als falsches Bewusstsein abgetan wird. Die implizite Diskreditierung der materialistischen Erkenntnistheorie geht soweit, ihr jeden Erkenntnisanspruch streitig zu machen; auf diese Weise entziehen sich die Metaphysik, die jüngeren Formen des Kritizismus den Einzelwissenschaften und machen umgekehrt ihren Fortbestand, ihre Autonomie und letztlich ihre Deutungshoheit gegenüber diesen geltend.

Wenn nun die Autonomie der transzendentalen Dublette gefordert ist, müssen die einzelwissenschaftlichen Inhalte für die drei erkenntnistheoretischen Haltungen kontextualisierbar und anwendbar sein. So macht die Physiologie noch keinen Menschen aus, nur im Umkehrschluss ist es sinnvoll, die Einzelwissenschaften zu konsultieren. Die Humanwissenschaften sind somit nicht für die unmittelbare (physische) Existenz heranzuziehen, sondern in Hinblick auf die räumliche und zeitliche Ausgestaltung des menschlichen Lebensentwurfs – dessen Performativität. Ferner spielt die Arbeit eine wichtige Rolle, aber das Wesen des Menschen, so die lebenswissenschaftliche Abgrenzung wird eben epistemologisch gesehen nicht durch die Ökonomie beschrieben. Hier zeigt sich der überzeitliche Anspruch der Repräsentation als erkenntnistheoretischer Allgemeinbegriff und von den drei erkenntnistheoretischen Haltungen her steht die Repräsentation für die Gestaltung der Subjekt-Objekt-Beziehung. Die Bedürfnisnatur wird durch die Repräsentation mitumfasst, aber diese ist mehr. Ebensowenig repräsentieren die Sprachwissenschaften das Wesen des Menschen, auch wenn der Sprache unter den erkenntnistheoretischen Haltungen eine priorisierte Stellung zukommt. Denn hier tritt die Performativität des menschlichen Seins am deutlichsten zutage. Die Ausführungen zeigen, dass den Humanwissenschaften nur Verweisungscharakter zukommt, sie partizipieren, wie gesagt an der raum-zeitlichen Gestaltung der Subjekt-Objekt- Beziehung. Somit beansprucht Foucault implizit für sich, und

⁸⁶ Ebenda, S. 218 f.

zwar im Sinne der Diskursanalyse – menschliches Sein als „situatives sprechendes Miteinander.“⁸⁷ Die Distanznahme von den Humanwissenschaften in ihrem aktuellen Zustand ergibt sich für ihn aus der Unabgeschlossenheit und Vielschichtigkeit des menschlichen Seins.

Foucault ist somit an einer Neubestimmung und Verortung der Humanwissenschaften gelegen, schon insofern sie nicht identisch mit dem sein können, was den Menschen ausmacht und er widerspricht ihren Instrumentalisierungen. Ihre Aufgabe muss jenseits davon begründet werden, nicht die strikte Abgrenzung von ihrem verdinglichenden und beschränkenden Wirklichkeitsbezug ist gefordert, sondern ihre Orientierung an den drei erkenntnistheoretischen Haltungen bzw. an der Repräsentation. Dabei liegt es in der Natur der Sache, dass keine diesbezügliche konkrete Anweisung gegeben werden kann. Vielmehr werden sie an ihren Grenzen und Schnittstellen mit den drei erkenntnistheoretischen Haltungen konsultiert. Günstigstenfalls sind sie Impulsgeber für die Repräsentation, aber auch für die diskrete Position des Menschen im unausgründbaren Sein, für das, was ihm begegnet. Doch der geltend gemachte Dualismus zwischen Subjekt und Objekt ist m.E. mit den harten Fakten der Einzelwissenschaften, mit ihrem impliziten, wenngleich unhinterfragten Anspruch auf die Einheit der Erkenntnis schwer verträglich. Die phänomenologische Ebene, auf der Subjekt und Objekt ihre Bezugnahme, nicht ihre Beziehung – die Performativität wird geltend gemacht – gestalten, verschleiert diesen Bruch. Dabei können die Humanwissenschaften allenfalls an die empirischen Fakten anknüpfen, sie müssen sie sogar implizit mitlaufen lassen. Sie sind die Sammelcontainer für die Evaluation des Wissens, das für die drei erkenntnistheoretischen Haltungen aktuell und relevant ist. Wird eine Humanwissenschaft übergreifend, mündet sie z.B. in die politische Ökonomie – kehrt sich der Vorrang wieder epistemologisch um, so stellt dies einen *Grenzfall* dar. Dennoch muss die Positionierung der Humanwissenschaften, ihre Rolle für die Analytik der Endlichkeit, für die transzendente Dublette fruchtbar gemacht werden; m.a.W., sie werden auf den erweiterten Repräsentationsbegriff hin transzendiert, wie er als epistemologischer Bruch jenseits der Klassik für eine Anthropologie geltend gemacht wird und die Rede ist auch von einer *metaepistemologischen Situation*.⁸⁸

10.2.Auf Umwegen zu einem symmetrischen epistemologischen Anspruch: Diskursanalyse Foucaults und Selbstorganisationstheorie.

Die Epistemologie einer Anthropologie – der neue Allgemeinbegriff der Repräsentation in Foucaults Sinne konstituiert sich nun aus den drei erkenntnistheoretischen Haltungen, die in Beziehung sowohl zu den Einzelwissenschaften, wie zu den Humanwissenschaften stehen. Entsprechende Affinitäten oder Überscheidungen werden vor der neuen Bestimmung der Anthropologie geltend gemacht. Dem Leben werden vor allem Physiologie, Psychologie zugeschrieben, der Arbeit Soziologie und politische Ökonomie, der Sprache alle Kulturwissenschaften. Der Aufgabenbereich und Beitrag der Humanwissenschaften bleibt jedoch weiterhin unscharf. Immerhin wird ihnen ein Platz in der Epistemologie zugestanden, insoweit sie an der Repräsentation partizipieren. Ihr Potenzial liegt in einer Heuristik, in der Problematisierung von Begriffen, die aus anderen Gebieten stammen. Z.B. spielt die Psychoanalyse Freuds für die heutige Psychologie wenn überhaupt nur noch eine untergeordnete Rolle, deren Paradigmen werden jedoch von der Philosophie absorbiert, wie bei Žižek und Lacan. Dennoch entwickeln die Humanwissenschaften ihrerseits Hypothesen und eigene Kategorien und erheben damit Anspruch auf eine eigenständige Epistemologie sowie auf bestimmte Wissensgegenstände, dabei berufen sie sich zur Legitimation auf die

⁸⁷ Ebenda, S. 423.

⁸⁸ Ebenda, S. 425 f.

Einzelwissenschaften – der Kritikpunkt Foucaults. Ferner gliedern sie sich wie die drei erkenntnistheoretischen Haltungen – womit deren apriorischer Charakter deutlich wird.

Als neuen Sinnhorizont skizziert nun Foucault das Verhältnis der Humanwissenschaften zu Kontinuität und Diskontinuität, ihren Einsatz von entsprechenden Konjunktionen sowie die dabei angewandten Paradigmen Funktion, Konflikt, Bedeutung. Ihr normativer, bestimmender Charakter tritt in den Vordergrund und hier übernimmt die Psychoanalyse Freuds die Deutungshoheit. Somit stellt sich für Foucault die Frage, wie die Humanwissenschaften an der Repräsentation in ihrem modernen, erweiterten Sinn partizipieren. Wie verhalten sie sich somit zum Ungedachten, zum Ursprung, zum Kontinuum, das Foucault mit dem Unbewussten – und nicht etwa mit der Bewusstseinsunabhängigen Wirklichkeit gleichsetzt. In Analogie zu Systemen, die nie zum selben Ausgangspunkt zurückkehren, sollen die Humanwissenschaften ihre Wirkung in der Beziehung auf das Unbewusste entfalten. Foucault zeigt die Wirkungsweise des Unbewussten für die fortlaufenden diskurstheoretischen Brechungen, die Revisionen der Sprache. Doch im Gegensatz zur Selbstorganisationstheorie wird hiermit die Verlängerung des Subjekts geltend gemacht, für die Diskurstheorie existiert somit nichts als ein sich ausdehnendes metaphysisches Subjekt und die drei erkenntnistheoretischen Haltungen spannen nur den Rahmen seiner Reflexion aus, der systemtheoretische Anspruch wird nur nachgeahmt:

„Im Verhältnis zum Bewusstsein einer Bedeutung ist das System stets unbewußt, weil es bereits vor ihr da war, weil sie in ihm liegt und ausgehend von ihm wirksam wird; weil es jedoch stets von einem künftigen Bewußtsein verheißen ist, das es vielleicht totalisieren wird.“⁸⁹

Rein äußerlich und formal gesehen nimmt die Repräsentation systemtheoretische Züge an. Vermittels des so formulierten Repräsentationsanspruchs können die Humanwissenschaften von externen Fundierungsverhältnissen Abstand nehmen – dessen Extension knüpft sowohl an die jeweilige erkenntnistheoretische Haltung an, als auch am Ursprung. Wie in der Selbstorganisationstheorie entsteht ein Möglichkeitsraum, hier orientiert er sich jedoch am polaren Charakter der Humanwissenschaften, wie er mit ihren normativen Zügen einhergeht. Dabei bleiben alle Determinierungen vom erweiterten Subjekt abhängig und zwar auch und gerade in seinen essenziellen Bereichen – Leben, Arbeit, Sprache. Foucault stellt sogar den allgemeinen Anspruch der polaren Konnotationen der Humanwissenschaften, – wie *Konflikt-Regel*, *Funktion-Norm* und *Bedeutung-System* heraus, wie sie sich an den drei erkenntnistheoretischen Haltungen orientieren. Vermittels deren Einsatz wahren die Humanwissenschaften, wie schon gesagt Abstand zu den empirischen Wissenschaften, orientieren sich aber auch an der Stellung des Menschen als transzendentaler Dublette. Die Transformation zu einem Typus von Selbstorganisationstheorie soll zu ihrer Demystifikation beitragen, aber auch die konfliktträchtigen Ansprüche von Subjekt und Objekt befrieden. Die neue Konzeption der Humanwissenschaften soll schließlich das Subjekt demystifizieren, insofern dieses seine Geschlossenheit verliert, während die Paradoxie von Endlichem und Unendlichem in der Repräsentation bzw. in ihrer Spannung zwischen Unbewussten und Bewussten aufgehoben wird.⁹⁰ Dem möglichen Einwand, sich auf eine bloße Phänomenologie zu beschränken entgegnet Foucault, indem er auf die Fähigkeit der Repräsentation zur Vergegenwärtigung der Geschichtlichkeit des Denkens verweist. Ferner war sie zwar nicht zu jeder Zeit anthropologisch ausgerichtet, wie die obigen Ausführungen zeigen sollten, doch die Humanwissenschaften bedurften der Repräsentation als Grundlage, insofern ihre Entwicklung die fortlaufende Dekonstruktion jedes Menschenbildes einschließt.

⁸⁹ Ebenda, S. 434.

⁹⁰ A. a. O.

Jeder Klischeevorstellung entgegen beziehen sich die Humanwissenschaften somit auf einen geschichtlich und gesellschaftlich klar definierten Begriff vom Menschen. Unter Einwirkung der Repräsentation – ihr Vorrang wird geltend gemacht – fasifizieren sie forwährend ihre Epistemologien entsprechend dem Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität bzw. Unbewusstem und Bewusstem. Auf dieser Grundlage lassen sie sich sogar mit den sogenannten exakten Wissenschaften gleichsetzen und das Wesen der archäologischen Methode, der Horizont ihrer Determinierungen zeigt sich noch mal in einem anderen Licht. Der Wahrheitsanspruch der Wissenschaften lässt sich so aus diesem Verfahren ermitteln, aber nicht jedes Wissen muss wissenschaftlicher Natur sein, so Foucaults weitere Ausführungen. Viele Erkenntnisse treten im Vorfeld und Umfeld einer Wissenschaft auf. Kulturelle Techniken, die einst der Erkenntnisgewinnung dienen können verschüttet sein oder sind obsolet geworden, andere wirken an der Bildung aktueller Diskurse mit, für die spezifische geschichtliche und gesellschaftliche Merkmale signifikant sind. Doch welche Kenntnisse in eine Wissenschaft Eingang finden, unterliegt vielfältigen Bedingungen. Damit erweist sich die Archäologie auch als kritische Form der Wissenschaftsgeschichte, sie schöpft aus ihrer post-festum Perspektive und schafft neue Querverbindungen, und Foucault weist noch einmal darauf hin, dass dieses Nebeneinander von Wissensformen für das klassische Zeitalter charakteristisch war.⁹¹ Ebenso reichern sich um die heutigen Humanwissenschaften andere Wissensformen an, die ihnen jedoch nach den obigen Ausführungen nicht zuzurechnen sind. Die Humanwissenschaften bleiben an der transzendentalen Dublette orientiert, womit sie sich dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit gleichermaßen entziehen, wie ihn einfordern – das liegt an ihrem besonderen Charakter der Determinierung, der nicht mit dem Charakter der empirischen Wissenschaften verglichen werden kann, sowie an ihrem überkomplexen Gegenstand – dem Menschen, dem sie sich stets nur annähern können.

10.3. Die Palimpseststruktur der Wissenschaften als (negative) Konturierung der Anthropologie.

Nachdem der Rahmen von Genesis und Geltung der Humanwissenschaften ausgespannt wurde, wird nun ihr Verhältnis zur Geschichte noch genauer untersucht. Als große Erzählung geht auch die Geschichte den Humanwissenschaften voran und ihre Erscheinungsformen, ihre Gattungen sind auf den ersten Blick vielfältig, gründen jedoch lange in einem universalistischen Schöpfungsmythos oder die Kosmologie blieb schlichtweg anthropomorph. Mit der Entdeckung der Naturgeschichte wurde dieses offenbarungstheologische Kontinuum zerrissen. Die verschiedenen Lebensformen und ihre Geschichte traten in der systematisch betriebenen Evolution hervor, so dass sich die Vorstellung einer in sich homogenen und kontinuierlichen Geschichte auflösen musste. Naturgesetze, geschichtliche und gesellschaftliche Umbrüche lösten den Anspruch auf die große Erzählung weiter auf. Die drei erkenntnistheoretischen Haltungen trugen erheblich zur Auflösung dieses Geschichtsbegriffs bei, insofern mit ihnen eigene Formen von Historizität verbunden sind.

Fortan bleibt die Geschichte uneinheitlich und nimmt einen vorläufigen Charakter an. Damit aber überhaupt von Geschichtlichkeit die Rede sein kann und nicht nur von Kontingenz muss dem Menschen die Praxis, der Gestaltungsspielraum der Wirklichkeit zugestanden werden, Bedingung auch der Selbstwahrnehmung als Subjekt wie der Reflexionsstruktur der drei erkenntnistheoretischen Haltungen. Foucault stellt somit die Frage nach der Positivität des Menschen im Verhältnis zu der der ihn umgebenden Gegenstände der Wirklichkeit. Wie alle Lebewesen partizipiert er an der biologischen Geschichte, der Evolution, darüberhinaus entwickelt er seine Sekundärnatur in der geschichtlichen und gesellschaftlichen Praxis und in der Sprache manifestiert sich die Autonomie seines Bewusstseins. Die Geschichte erweist sich somit nicht als Sammelsurium von Positivitäten, sondern sie trägt die Spuren der

⁹¹ Ebenda, S. 438 f.

menschlichen Gestaltung durch Arbeit, Leben und Sprache und hieran konstituiert sich auch die Geschichtlichkeit des Menschen. Wieder einmal löst Foucault die starren Entgegensetzungen von Subjekt und Objekt auf, während das 19. Jahrhundert damit befasst war, das geschichtliche Werden in Allgemeinbegriffen zu beschreiben, denen der Mensch subsumiert war. Für die Lebensphilosophie konstituiert sich die Geschichtlichkeit nur in performativer Weise und ihr determinierender Charakter wird auch hier durch die Stellung der transzendentalen Dublette zur Wirklichkeit bestimmt, so dass die Humanwissenschaften einen entsprechend performativen Charakter annehmen. Als Fließbewegung durchkreuzt sie die universellen Ansprüche der Humanwissenschaften, liefert ihnen aber auch neues Material. Die performative Geschichte verleiht ihnen somit nicht nur heuristische und interdisziplinäre Züge, sondern auch eine entsprechende Dynamik, so dass sie in Beziehung zum ebenso dynamischeren Sein des Menschen treten können. Die Subjekt-Objekt-Beziehung wird so von allen Seiten eingekreist; ihre Positivität wird porös und schließlich durchlässig. Ferner problematisiert die Geschichte noch einmal im großen Maßstab die Unabgeschlossenheit des Denkens. Geschichte, Humanwissenschaften und transzendente Dublette stehen somit in Wechselbeziehung und wirken einer Verabsolutierung der menschlichen Erkenntnis entgegen. Erstere erweist sich damit auch als Emphase für den lebensphilosophischen Sinn- und Weltbezug des Menschen und Foucault beschreibt diese Wirkungsweise als Historizismus.⁹² Dieser kommt damit der Widerspiegelung der Unerschöpflichkeit des Seins nahe, der Historizismus wird in die Analyse der Endlichkeit einbezogen, auf dass das Wesen des Menschen deutlicher in Erscheinung tritt.

Hier knüpft nun die Psychoanalyse an und ihrer Methode wird eine epistemologische Vorbildfunktion zugesprochen, schon insofern, als sie sich dem Unbewussten zuwendet. Auch wenn es sich dabei um einen recht unspezifischen Begriff handelt, so darf dieser doch nicht mit der bewusstseinsunabhängigen Wirklichkeit verwechselt werden. Die Psychoanalyse nimmt nun die drei erkenntnistheoretischen Haltungen zu ihrem Ausgangspunkt und löst sich aus den damit verbundenen repräsentativen Sinnbezügen; d.h. hier geht es um einen Enthüllungsdiskurs der die tieferen Schichten jener Haltungen freilegt. Damit wird sie an den Grenzen der Repräsentation aktiv; für Foucault stellt das Unbewusste den Möglichkeitsraum dar. Man kann darin eine explizite Hinwendung zu auf dem Kopf stehenden Verhältnissen sehen, wonach von einem unbekanntem Unbewussten, dem Aktionsraum eines metaphysischen Subjekts her der lebensweltliche Bezug des Menschen bestimmt werden soll. Doch die Psychoanalyse ist auf das Unbewusste als ein regelrechtes Gegenüber hin orientiert, nur hier kann sich aus Foucaults Sicht das Denken auf seine unmittelbaren Voraussetzungen hin befragen, nur hier wird die Transzendentalität des menschlichen Seins erfahrbar. Das, worauf sich der Mensch in den drei Haltungen bezieht wird konkret – der Tod, die Lust als Ursprung der Bedürfnisnatur und die Kontaktaufnahme mit der Umwelt durch die Sprache. Die entsprechenden Haltungen werden neuerlich gebrochen und transzendiert. Hier gibt es keine Zuflucht mehr zu einer wie auch immer gearteten Rationalität und Foucault will das Kontinuum als Leiden an den Abgründen verstanden wissen. In ihrem offenen Zutage Treten – in der Krankheit zeigt sich die Wahrheit des menschlichen Seins, im Wahnsinn soll sich der Mensch vollständig offenbaren, denn hier tritt die Bezogenheit auf die letzten Gründe des menschlichen Seins umso deutlicher hervor und dort wo die Psychoanalyse versagt, wird sie mittranszendiert. So bleibt auch diese Humanwissenschaft nicht auf wissenschaftliche Allgemeinbegriffe beschränkt, sie kann dem Menschen nur hin zu seinen Abgründen folgen. Die Psychoanalyse erweitert und verändert sich in der Praxis und ihr epistemologischer Vorrang gründet in dieser letzten und fundamentalen Brechung der Subjekt-Objekt-Beziehung. Zugleich widerlegt sie exemplarisch jedes Narrativ einer in sich gründenden Anthropologie.

⁹² Ebenda, S. 446.

In dieser Gemengelage unterschiedlicher Orientierungen auf die Sukzession hin, dann wieder auf den Menschen selbst durchkreuzt schließlich noch die Ethnologie die universalistischen Tendenzen der Humanwissenschaften und trägt zu einer weiteren, diesmal qualitativen Bestimmung des Umfelds des menschlichen Seins bei. Schon durch den Vergleich verschiedener Kulturen vermag sie sich zur Geschichte quer zu stellen, wenngleich die Schwierigkeit bestehen bleibt, von der geschichtlichen Selbstbezogenheit der europäischen Kultur Abstand zu nehmen. Doch die Falsifikation der Geschichte durch die Ethnologie wird möglich, wenn sich die kulturellen Erscheinungen nicht in der Geschichte verflüssigen – und auch der umgekehrte Prozess wird postuliert als heuristische Einwirkung der Geschichte auf die Ethnologie.

Ihr Vorzug besteht darin, das Besondere geltend zu machen und es so weiterhin jedem Vereinnahmungsdiskurs durch das Subjekt zu entrücken. Noch einmal wird das Kontinuum geltend gemacht, wenn die drei erkenntnistheoretischen Haltungen nicht in formaler Hinsicht, sondern für neue, kulturspezifische Inhalte geöffnet werden und zwar wieder unter der Regie der Sprache. Damit verbunden wird auch die Subjekt-Objekt-Beziehung in ihrem qualitativen Gegensatz weiter spezifiziert.

Wechselseitig sehen somit Geschichte, Ethnologie und Psychoanalyse voneinander ab, um die Rahmenbedingungen einer Anthropologie – ausdrücklich nicht im Sinne eines Allgemeinbegriffs – zu skizzieren. Der Historizismus erscheint auf der Rückseite der ethnologischen Bestimmungen und umgekehrt, wie schon gesagt und beide halten das Subjekt dort fest, wo es die Psychoanalyse dem Abgrund des Unbewussten überantwortet. Die Ethnologie vermag geschichtliche Zusammenhänge weiter zu erläutern, methodisch ist sie aber auch auf die Geschichte angewiesen und insgesamt partizipieren an der wechselseitigen Konstitution der Humanwissenschaften viele Perspektiven. Einige haben den Menschen unmittelbar zum Gegenstand, für andere erschließt sich sein Wesen im Vergleich.

Foucault schreibt jedoch weiterhin der Psychoanalyse den epistemologischen Vorrang zu, weil sie allein die Repräsentation in ihrem eigentlichen Sinne zu transzendieren vermag, weil sie im Zentrum einer zu entfaltenden Anthropologie steht. Demgegenüber bleiben Geschichte und Ethnologie auf die Post-festum Perspektive beschränkt. Letztere bewahrt sich eine Affinität zur Psychoanalyse, insofern ihre Forschungen an die Infragestellung vorhandener Repräsentationen anknüpfen. Von hieraus legitimiert sich ein universeller Erkenntnisanspruch, dem sich die übrigen Humanwissenschaften nicht entziehen können. Fast ließe sich der Psychoanalyse die transzendente Dublette als Paradigma zuweisen, wäre eine solche Formulierung nicht verfänglich und würde sie nicht Foucaults radikalem Anspruch auf eine Anthropologie zuwiderlaufen. Diese ist wie gesagt als Allgemeinbegriff, als in sich gründendes Narrativ unbrauchbar und überhaupt ist keine Humanwissenschaft allein konstitutiv für eine Anthropologie. Ihr Gegensinn, das transzendente Interesse an einer Analytik der Endlichkeit wird nun evident, wie die Unerschöpflichkeit des Seins. Auch Psychoanalyse und Ethnologie bleiben Skizzen, selbst wenn sie Foucaults archäologischer Methode am nächsten stehen. M.E. lässt sich dieser Gegenbegriff am ehesten durch ein Palimpsest beschreiben und die Diskursanalyse ist nur das Medium, dem überkomplexen und irreduziblen Wesen des Menschen gerecht zu werden. Konfundiert werden dabei Unbewusstes und Geschichte im Sinne einer Dialektik von Allgemeinem und Besonderen, so dass am Ende doch noch ein sich durch alle Positivitäten ziehender Anspruch auf die Einheit von Subjekt und Objekt geltend gemacht würde. Doch dieser ist so allgemein gefasst, dass hier nur auf die Grenzen der Repräsentation verwiesen werden kann. Foucault ist daran interessiert, vermittels der Ethnologie mehr über das Unbewusste, auch das kollektive Unbewusste zu erfahren. Eine Diskursanalyse, die nach den Bedingungen der Historizität wie nach den Grenzen der Repräsentation fragt, hätte ein ideologiekritisches Moment, sie könnte die Geschichtlichkeit von Subjekt-Objekt-Verkehrungen, von Herrschaftsverhältnissen

herausstellen. Ethnologische und psychoanalytische Geltungsansprüche würden sich wechselseitig beschränken und verdinglichenden Strukturen entgegenwirken. Die Gefahr einer psychoanalytischen Universalwissenschaft mit dem Potenzial des „Opiums des Volkes“⁹³ wäre m.E. allerdings nicht gebannt, ihre ethnologische Legitimation steht im Gegenteil zur Disposition. So entsteht der Eindruck, dass Foucault die Ethnologie für die weitere epistemologische Aufwertung der Psychoanalyse instrumentalisiert, auch wenn dieses Projekt nur noch am Rande als mythologische Fundgrube aufscheint. Geht es ihm um eine Verkultung des Exotischen oder der Devianz oder skizziert er an der Verschränkung von Ethnologie und Psychoanalyse den Möglichkeitsraum für das irreduzible menschliche Sein? Beide verweisen auf die Grenzen der Repräsentation und stehen damit auch an der Schwelle zur Sprache, die über ihre wechselseitigen Bezugnahmen Aufschluss geben könnte. Denn die Sprache stellt in formaler Hinsicht ihrerseits einen Möglichkeitsraum von Verknüpfungen dar und die Skizzierung eines entsprechenden Feldes innerhalb der historischen Repräsentation, wie das Sprachviereck nahm in der *Ordnung der Dinge* viel Raum ein.⁹⁴

So wird die Sprache konstitutiv für eine Ordnungswissenschaft, in der die Ethnologie die Rolle der Überlieferung des historischen bzw. kollektiven Wissens einnimmt und dabei der Geschichte kritisch entgegengesetzt bleibt, während die Psychoanalyse den Grenzbereich des menschlichen und (individualgeschichtlichen) Seins auslotet. Schließlich vermag die Sprache, wie schon mehrfach gesagt den Rahmen zwischen dem Menschen und seinem Wissen auszuspannen, eine solche Ordnungswissenschaft ist in Hinblick auf die Analytik der Endlichkeit authentisch, auch insofern sie selbst formal gesehen auf die Endlichkeit, bzw. auf die Grenzen der menschlichen Erkenntnis beschränkt bleibt und doch zum Palimpsest, zur Diskursanalyse wird und hier zeigt sich der dritte kritische Ansatz von Foucaults Epistemologie.

Alle drei Gegenwissenschaften Foucaults gründen unmittelbar in der Analytik der Endlichkeit und sie spannen den Rahmen, wie auch die Wesenszüge der übrigen Humanwissenschaften aus. Nicht nur als Darstellungsform, sondern auch als Praxis stellt die Sprache die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt her und überschreibt sie stets aufs Neue. Die Sprache wirft Licht auf den Menschen als Pendant der Gegenwissenschaften, sie ist aber auch der Aktionsraum in dem diese wechselseitige Beziehung entsteht. Alle drei zusammengenommen hinterfragen fortlaufend, was den Menschen ausmacht. Die Sprache des Menschen kennt keine Rücksichten gegen bestehende Zusammenhänge und wissenschaftliche Postulate, sie ist keine Kopie des bereits bestehenden Wissens, vielmehr radikal innovative und experimentelle Praxis, Feldforschung und nur sie kann den Inhalten der Humanwissenschaften Wahrheit und Wirklichkeit verleihen – als Code des gesamten Palimpsestes und hier wird der Möglichkeitsraum noch einmal weiter transzendiert. Foucault bringt der Sprache als Metaepistemologie viel Verve entgegen und dies wurde schon an ihrer priorisierten Rolle in der historischen Repräsentation deutlich, dabei bricht immer wieder die Frage nach einem Allgemeinbegriff, nach einer Logizität durch, die über den Bezug auf den Menschen hinausweisen könnte. M.E. bleibt es auch hier bei der Beschwörung; Foucault bringt stets neue Begriffe oder hier ergänzend weitere Wissenschaften ins Spiel, auf der Suche nach einer Endabsicherung der Metaepistemologie.⁹⁵ Andererseits ist jedes Wissen, jedes Postulat mit einem Wahrheitsanspruch verknüpft und hierzu ist auch das sich wechselseitige aneinander-Abarbeiten der Gegenwissenschaften kein hinreichendes Erklärungsmodell mehr. Die Sprache führt das Wissen vor, doch so spontan sie auch auftritt, lässt sie sich nicht ohne weiteres zur Erkenntnis ermächtigen. Sie spielt vielleicht für die Moderne eine herausragende Rolle, aber

⁹³Albert Kröll: Kritik der Psychologie. Das moderne Opium des Volkes. Dritte aktualisierte und erweiterte Neuauflage. Hamburg 2016.

⁹⁴Die Ordnung der Dinge, vgl hierzu S.156 f. und S. 455.

⁹⁵Ebenda, S. 457.

wird sie deshalb zum Reflex des menschlichen Seins wie seines Wissens zugleich? Foucault geht in die Analytik der Endlichkeit zurück und begründet die Epistemologie der Sprache aus ihrer damit verbundenen sich radikalierenden Anthropologie heraus. Das bedeutet die Epistemologie der Sprache literarisch und ästhetisch geltend zu machen – vor allem mit Nietzsche. So tritt die Sprache emphatisch als Analytik der Endlichkeit auf – Riss zwischen dem endlichen menschlichen Sein und dem Kontinuum. Der Mensch wird unberechenbar, „Systemsprenger“, Poet, der sich die „Freiheitsgrade“ der Sprache erarbeitet, sie wie die Traumarbeit verdichtet – mit jedem abgelegten Gedicht werden neue, freiere Sinnbezüge möglich und die Form der Sprache wird subjektiv, aber so verhalten sich die Sprachen aller Gewerke der Ästhetik als Sprachen: Blumen des Bösen. Skandal. Exzess. Nichtanerkennung gesetzter Grenzen. Die Struktur der Sprache konstituiert sich letztlich am Subjekt im Sinne der transzendenten Dublette. Die Sprache bringt das menschliche Sein hervor und umgekehrt und sie wird zur Aufforderung, sie zu leben, wie zur Konfrontation damit, dass sie nicht gelebt werden kann – die Abgründe des Unbewussten, nicht Mitteilbaren und doch Gegenwärtigen, Foucault spricht von der Erfahrung der Endlichkeit.⁹⁶

Somit führt er in großem Bogen zu einer inneren Kohärenz der verschiedenen historischen Formen der Repräsentation zurück, er will auch nichts Neues sagen, sondern vielmehr zeigen, dass diese Form der epistemologischen Auseinandersetzung für unsere Kultur bestimmend war und bleibt. Worauf es ankommt – auf den Menschen – die Klage über die versachlichenden Züge der neuzeitlichen Wissenschaften, die Kulturindustrie – hier spricht aus Foucault Hyperion und Adorno und Nietzsche ließen sich ihm zur Seite stellen, Übergang zu einer anderen Haltung gegenüber dem Leben, und die Emanzipation hat ihren Preis, ohne dass dieser näher genannt wird. Doch aus Foucaults Sicht ist auch das geschichtliche Hervortreten des Menschen nur eine vorübergehende Erscheinung – die mutmaßlich letzte epistemologische Konstellation bleibt instabil. Der Mensch ist nur ein Katalysator bei der Rekonstitution und Erneuerung der Sprache, Foucault will ihn nicht festhalten, der Diskurs bleibt kontingent und Selbstzweck. So bleibt nur der Palimpsest, die Möglichkeit der Falsifizierbarkeit aller Epistemologien muss offen gehalten werden, womit implizit die Transzendenz des menschlichen Seins – wie die des sich stets erweiternden Möglichkeitsraums geltend gemacht wird. Somit kann eine Anthropologie keine Zuflucht sein, das Auftauchen des Menschen ist der historischen Gemengelage der Repräsentationen geschuldet, wie sich eine künftige Epistemologie verhalten wird, dazu kann keine Prognose gestellt werden.

⁹⁶ Ebenda, S. 459.

